

# E i n l e i t u n g

in allerhand

gemeinnützige und angenehme

K e n n t n i s s e,

auf eine

für Jedermann verständliche Art vorgetragen.

## 1. Die Technologie.

### Die Dampfmaschine.

Die Dampfmaschine ist eine der interessantesten und nützlichsten Erfindungen der neuern Zeit, und sie zieht die Aufmerksamkeit immer mehr auf sich, da sich ihr Gebrauch mit jedem Jahre weiter verbreitet. Eine Darstellung ihrer Construction, die ohnedieß und durch Anschauung, in der Wirklichkeit oder im Wilde, verständlich wäre, scheint hier nicht an ihrem Orte zu seyn; dagegen dürften einige Bemerkungen über ihre physische Begründung, ihre Geschichte, ihre Wirkungen und ihre Anwendung für manche Leser lehrreich werden.

Der Dampf des siedenden Wassers hat eine ausdehnende Kraft, welche so stark ist, daß er ein Gefäß, in das er e eingeschlossen worden, entweder, wenn es biegsam ist, erweitert, oder, wenn es spröde ist, zersprengt. Leitet man ihn in eine Röhre, so hebt er, vermöge dieser seiner Eigenschaft, einen in ihr

angebrachten beweglichen Körper in die Höhe; verschafft man ihm aber einen Ausgang, oder verdichtet man ihn zu Wasser, so sinkt jener Körper schnell wieder in die Tiefe. Diese Wahrnehmungen leiteten auf die Erfindung des Werkzeuges, von dem hier die Rede ist, und auf sie gründen sich seine Wirkungen. Man füllte nämlich einen Kessel mit Wasser, das durch Einheizen zum Sieden gebracht wurde. Der aus dem Kessel aufsteigende Dampf ward unter den Stiefel einer Pumpe geleitet, welchen er vermöge seiner ausdehnenden Kraft in die Höhe drückte. War derselbe so weit als möglich in die Höhe getrieben, so hörte die Communication zwischen der den Dampf herbeiführenden Röhre und der Pumpe auf. In demselben Augenblicke bewirkte ein hinein gelassenes kaltes Wasser, durch plötzliche Verdichtung des den Cylinder ausfüllenden Dampfs, einen leeren Raum, und dann drückte das Gewicht der äußern Luft den Stiefel wieder herab. Das Herauf- und Hinabsteigen des letztern machte nun einen Mechanismus möglich, durch den, ohne bedeutenden Aufwand, sehr große Lasten bewegt werden konnten.

Es ist in der That zum Erstaunen, wie viel durch diese, so geringe Mittel erfordernde Vorrichtung, geleistet wird. Es bedarf eines Scheffels Steinkohlen zur Erzeugung des Dampfes, und man bewirkt dadurch ein Resultat, zu dessen Herstellung zehn starke Pferde eine Stunde lange beschäftigt seyn würden. Mit demselben Aufwande hebt man 30 Millionen Pfund Wasser einen, oder 3 Millionen Pfund zehn, oder 300,000 Pfund hundert Fuß hoch, man dreht 1000 bis 1200 Baumwollenspindeln in einer Stunde, und man mahlt in derselben Zeit 11—12 Scheffel Waizen, oder schrotet 266 Scheffel Malz zum Brauen. Daraus ist es erklärbar, warum England seine meisten Fabriken, die einer bewegenden Kraft bedürfen, auf diese Art betreibt. Diese Wirkungen sind aber bey weitem noch nicht das äußerste. Man hat im Gegentheile neuerlich die Entdeckung gemacht, daß die ausdehnende Kraft des Dampfes außerordentlich verstärkt wird, wenn man ihn in Gefäße leitet, die so heiß oder noch heißer sind, als der Kessel; woraus er aufsteigt. Die Resultate, welche sich durch diesen Versuch ergeben, sind erstaunlich, und es erscheint der Dampf als ein Agens von unbestimmbarer Macht, und der der Menschheit sich ihm darbietende Vortheil ist nicht zu berechnen.

Dieses wichtige Werkzeug ist keine Erfindung der neuesten Zeit. Schon *Mattheus*, Prediger zu *Foachimsthal*, der i. J. 1568 starb, spricht in einer Predigtsammlung, die er unter dem Titel *Sarepta*, zum Besten der Bergleute herausgegeben, von einer Dampfmaschine. Dadurch scheint dieselbe ursprünglich ein deutsches Eigenthum zu seyn. Vermuthlich war sie aber zu seiner Zeit sehr unvollkommen; und man liest auch nicht, daß sie verbessert worden wäre, oder ihr Gebrauch sich ausgebreitet hätte. Es stand bis zum Jahre

1663 an, da der *Marquis von Worcester* bekannt machte, man könne durch den Dampf des kochenden Wassers, und durch zwey angebrachte wechselseitig auf- und zumachende Hähne das Wasser zu einer beträchtlichen Höhe empor treiben. *Thomas Savery* dachte über diese Entdeckung weiter nach, und seine Bemühungen hatten den Erfolg, daß er i. J. 1699. der königlichen Societät zu London das Modell und die Beschreibung einer Maschine vorlegte, vermittelt welcher durch Dämpfe Lasten gehoben werden sollten. Sie bestand aus einem Kochkessel, zwey cylindrischen Gefäßen, einigen Klappen und zwey Balken, wovon der eine durch Stampfen, und der andere durch Saugen oder Pumpen agierte. Zwey Jahre nachher ließ er eine Schrift darüber drucken, und gab darinn eine ausführliche Beschreibung von seiner Maschine, die bey den Kohlenbergwerken zum Ausschöpfen gebraucht, und in die Gruben gesteuert werden sollte. Die Maschine kam aber nicht zur Vollkommenheit, und leistete nicht den versprochenen Effect, so daß *Savery* nach vielem Aufwande von Mühe, Zeit und Kosten, sich genöthigt sah, seine Unternehmung aufzugeben. Es blieb ihm bloß das Verdienst, eine wichtige Idee aufs Neue in Anregung gebracht zu haben.

*Harris* hatte in seinem Technologischen Wörterbuche eine Zeichnung und Beschreibung von *Saverys* Maschine gegeben, welche dem Eisenhändler *Newcomen* in die Hände fiel. Dieser dachte über die Sache weiter nach, verfertigte ein vollkommenes Werkzeug, stellte es in seinen Garten auf, und erlangte ein Patent darüber. Bald wurde es zum Auspumpen des Wassers in verschiedenen Bergwerken gebraucht. Mit ihm arbeitete zugleich der Glaser *Cawley*, mit dem besten Erfolge an der Verbesserung dieser nützlichen Erfindung.

Unmittelbar nach Newkomen erschien der berühmte Mechaniker Watt und gab der Dampfmaschine einen noch höhern Grad von Vollkommenheit. Sein Werkzeug besteht aus einem Cylinder von gegossenem Eisen, dessen äußerer Theil mit einem wollenenen Zeug überzogen ist. Der obere Theil des Cylinders ist mit einem durchbohrten Deckel, durch welchen die Stiefelstange geht, luftdicht verschlossen. Die Stiefelstange bewegt sich in einem Kragen, der mit zusammen geflochtenen Hanf überzogen, und mit Schrauben besetzt ist, damit die äußere Luft in das Innere des Cylinders nicht eindringen kann. Wenn nun die sich aus dem Kessel erhebenden Dämpfe den innern Raum des Cylinders ausfüllen, und den obern und untern Theil mit gleicher Stärke drücken, so erhält sich der Stiefel in Ruhe, bis die Dämpfe ihre ausdehnende Kraft verlieren. Dabey wird die Wirkung und das Ausströmen der Dämpfe nie unterbrochen. Denn so bald der untere Theil des Stiefels die Dünste aufgefangen, und die Injection von kaltem Wasser den leeren Raum bewirkt hat, so macht die auf den Stiefel drückende ausdehnende Kraft der Dämpfe, daß er sich herab läßt; und da man hierauf die Communication der Dünste mit dem obern Theil verhindert, hingegen dieselbe mit dem untern wieder herstellt, so muß der Stiefel, wenn über ihm, durch die Injection des kalten Wassers, ein leerer Raum entsteht, mit derselben Gewalt wieder aufwärts steigen. Eben hierinn besteht die Verbesserung, welche Watt, und sein Associe Boulton, Fabrikant zu Sacho, bey Birmingham, an der Dampfmaschine angebracht haben.

Nach ihnen versuchten Hornblower und Windwood dem Patente der Eigenthümer dieses Instruments Eintrag zu thun. Sie behaupteten in verschiedenen in den Jahren 1791 und 1792 erschienenen Bekanntma-

chungen, daß ihre in Cornwall errichtete Maschine jede andere im gedoppelten Verhältnisse übertreffe, und daß sie mit drey Scheffeln Kohlen eben so viel bewirken wolle, als Watts Maschinen mit fünf. Endlich versicherte Hornblower sein Werkzeug verhalte sich zu dem Wattiſchen in seinen Wirkungen, wie 16 zu 10. Indessen fanden diese Behauptungen vielen Widerspruch.

Man benutzte die Dampfmaschinen, nachdem ihre Brauchbarkeit anerkannt war, meistens nur zum Emporheben des Wassers aus den Bergwerken, und blieb lange bloß bey dieser Art von Anwendung stehen. Allmählich lernte man aber ihren Werth in allen den Fällen, wo es auf die Bewegung schwerer Lasten ankam, kennen, und ihr Gebrauch erlangte eine weitere Ausdehnung. Boulton bediente sich ihrer mit außerordentlichem Effecte seit dem Jahre 1788 bey der Münze, und bewirkte durch sie alle bey diesem Geschäfte vorkommenden Operationen, mit außerordentlicher Geschwindigkeit, Genauigkeit und Ersparung von Menschenhänden. In acht, durch die Dampfmaschine in Bewegung gesetzten Pressen, werden in einer Minute wohl 46000 Stück kleiner Münzen geprägt. Jeder Schlag, wodurch die beyden Seiten geprägt werden, gibt auch dem Rande, er mag eben oder mit einer Schrift versehen seyn, eine gleiche Form. — Francois, Professor der Naturlehre zu Lausanne, von der Regierung beauftragt, einen morastigen Boden von beträchtlichem Umfange trocken zu legen, bediente sich gleichfalls der Dampfmaschine, um das Wasser zu heben und abzuleiten. — Die Brüder Perrier, Besitzer eines Eisenhammers zu Chaillot bey Paris, machten einen glücklichen Versuch sie zur Herausziehung der Steinkohlen aus den Gruben anzuwenden. Es waren bey den Bergwerken zu Anzin immer 450 Pferde

erforderlich gewesen, um die Steinkohlen zu Tage zu fördern. Die Dampfmaschine aber bringt während der Zeit, daß eine Tonne Steinkohlen in dem Ofen der Maschine verbrennt, hundert Tonnen zu Tage, und gewährt noch den Vortheil, daß man ihr jede beliebige Richtung geben kann. Sie hebt die Tonne empor, wenn sie gefüllt ist, und läßt sie, wenn sie anseleert worden, wieder hinunter. Und dieß alles leistet sie in einer Schacht, die 475 Nhl. Fuß Tiefe hat. — In England erbaut man sogar Boote mit Dampfmaschinen, und gebraucht sie zum Bugfieren der Schiffe. Der erste Versuch dieser Art wurde am 4. Jan. 1803 gemacht. Es lief ein solches Boot von Hamilton-Mill aus, nahm das Schiff Action von 100 Tonnen Last in Tau, und schleppete es mit großer Leichtigkeit, in einer Stunde drey englische Meilen weit, bis nach dem östlichen Ende von Port Dundas.

Bey dem Gebrauche dieses so vielfach nützlichen Werkzeuges hat man sich aber zu hüten, daß der Cylinder nicht zerspringe, wodurch großes Unglück angerichtet werden könnte. Dieser Fall ereignete sich i. J. 1804 bey Wolswich in England, mit einer Dampfmaschine, die den Herrn Vivian und Trevithick gehörte. Sie zertrümmerte einige Gebäude in der Nachbarschaft, tödtete drey Menschen auf der Stelle, von denen sie einen 170 Fuß weit hinweg warf, und verwundete zwey andere, wovon der eine gleichfalls gestorben ist, der andere aber auf etliche Stunden das Gehör verlor. Ein 4 Centner schweres Stück vom Kessel wurde 350 Fuß, und einige Backsteine vom Ofen 600 Fuß weit hinweg geschleudert. Die Ursache der Zerplattung wurde in dem Umstande gesucht, daß der Sicherheitszapfen zu schwer behängt war. Es war dieß eine doppelte Maschine gewesen, deren Kraft so viel, als die von 10 Pferden betragen hatte.

## Bemerkungen über den Straßenbau.

Gute und bequeme Landstraßen sind eine der ersten Bedingungen des Wohlstands eines Staats. Denn indem sie den Verkehr unter den verschiedenen Bestandtheilen des Ganzen und die Verbindungen mit dem Auslande erleichtern, beleben sie die allgemeine Regsamkeit, fördern den Absatz der Natur- und Kunstproducte, geben der Industrie eine Menge Vortheile und Ermunterungen, und mehren die Anzahl der das Land durchziehenden Reisenden. Mit Recht sagt deshalb ein französischer Schriftsteller: „So lange in dem menschlichen Körper alle Adhrchen, durch die er Luft schöpft, alle Adern, die das Blut durchläuft, und alle Gefäße, durch die ihm Nahrung und Leben in alle seine Theile zufließen, in gutem Stande sind, so lange befindet er sich wohl. Eben so blüht ein Staat, wenn alle Straßen, die ihn durchschneiden, so bequem und gut sind, daß sie keine Zögerung verursachen, und daß man alles, was zur Bequemlichkeit des Lebens gehöret, geschwinde und wohlfeil in alle Gegenden hinbringen kann.“

Diese Wahrheiten wurden schon von den Vätern des hohen Alterthums anerkannt. Unter ihnen nennen die Geschichtschreiber besonders die Perser als diejenigen, welche durch die Anlegung schöner und bequemer Kunststraßen, so wie durch die damit verbundenen Posten, ein glänzendes Beyspiel von lebhaften innerem Verkehre gaben. Doch wurden alle Nationen der alten Welt hierin von den Römern übertroffen. Nach dem „Itinerarium“ des Antonius durchschnitten 47 große Hauptstraßen, von denen wieder 424 Nebenzweige ausliefen, das Reich, manche derselben beschrieben eine Länge von 15 — 1600 Milliarren; alle gingen von der Hauptstadt aus, auf deren Markt der sogenannte „goldene Mei-

senstein" stand, nach dem die sämmtlichen übrigen Meilensteine gezählt wurden. Die Heerstraßen wurden mit so viel Aufwand und mit so großer Festigkeit gebaut, daß sie sich zum Theil bis zu unsern Zeiten erhalten haben. Mit dem Untergange des römischen Reiches kamen auch diese kolossalen Werke alter Kraft in gänzlichen Fall. Die Völker von germanischem Stamme, welche nach dieser Epoche das sübliche Europa erfüllten, hatten keine Begriffe von dem Werthe des leichten Verkehrs. Das Straßenbauwesen wurde gänzlich von ihnen vernachlässigt; und obgleich später, als Handlung und Gewerbe sich zu heben begannen, das Bedürfniß nachdrücklicher mahnte, so geschah doch beynah gar nichts, um dasselbe zu befriedigen. Indessen begannen die Franzosen zwischen den wichtigsten Städten ihres Reichs, künstliche Heerstraßen anzulegen, die auch bald, jedoch nur in sehr beschränkten Distanzen, von andern Völkern nachgeahmt wurden, welche letzte denn auch mit der Sache, zugleich die französische Benennung „Chaussee“ in ihre Sprachen übertrugen. In Teutschland stand es bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an, daß sich die Reichs- und Kreispolizey mit Nachdruck für diese Sache verwandte, und die Herstellung tüchtiger Straßen betrieb. Die wirksamsten Erfolge dieser Bemühungen wurden auch bald in Oesterreich, Baiern, Schwaben, Franken, und in den Rheinländern sichtbar, und allmählich erschien hier in diesem Betrachte, wenigstens auf den Haupttrouten, das meiste erfüllt, was man billiger Weise fordern kann; im nördlichen Teutschlande aber blieb dieser wichtige Gegenstand der polizeylichen Aufmerksamkeit, bis auf den heutigen Tag, beynah überall vernachlässigt, und in den meisten Gegenden bleibt dem Reisenden die traurige Alternation entweder im Sande zu erstickten, oder im Sumpfe zu versinken. — Was in unsern Tagen Napoleon durch Herstel-

lung bequemer Wege über die unzugänglichsten Gebürge von Frankreich und Italien ausgeführt hat, übertrifft an Kunst, Kühnheit und Stärke selbst das, was in dieser Hinsicht von den Römern geleistet worden.

Planmäßige Anlage des gesammten Straßenzuges in einem Lande, d a u e r h a f t e r B a u , B e q u e m l i c h k e i t , S i c h e r h e i t u n d S c h ö n h e i t s i n d d i e B e d i n g u n g e n , d u r c h d e r e n R e a l i s i r u n g d i e A n s p r ü c h e e r f ü l l t w e r d e n , w e l c h e d i e T h e o r i e i n B e z i e h u n g a u f d i e s e n G e g e n s t a n d a n d i e S t a a t s a d m i n i s t r a t i o n m a c h t . E s f ä l l t a b e r b e y d e m e r s t e n B l i c k e s c h o n i n d i e A u g e n , d a ß d i e s a l l e s n i c h t a n d e r s a l s d u r c h u m g r e i f e n d e u n d e n e r g i s c h e T h ä t i g k e i t , s o w i e m i t b e t r ä c h t l i c h e m A u s w a n d e v o n Z e i t u n d K o s t e n g e l e i s t e t w e r d e n k a n n . Z u d e s s e n i s t d i e S a c h e f ü r d i e F ö r d e r u n g d e s a l l g e m e i n e n u n d b e s o n d e r n W o h l s z u w i c h t i g , a l s d a s i r z e n d e i n M i t t e l , d a s f ü r d i e s e l b e i n A n s p r u c h g e n o m m e n w i r d , z u k o s t b a r s c h e i n e n s o l l t e .

So wie jeder Gegenstand der öffentlichen Verwaltung, so muß auch das Straßenbauwesen auf einem das Ganze umfassenden Standpunkte angeordnet, und nach einem das allgemeine Bedürfniß berücksichtigenden System ausgeführt werden. Nicht Privatzwicke oder der gute Wille der concurrirenden Gemeinheiten, eben so wenig die Leichtigkeit des Bau's, die das Lokal gewährt oder das Herkommen, dürfen den Zug der Straßen bestimmen, es hängt alles an dem mehr oder weniger dringenden Bedürfniß, an der dem Publikum zu verschaffenden Bequemlichkeit und an der Lage der Orte. Die Regierung überschaut deshalb das ganze ihrer Sorge anvertraute Land, zieht Heerstraßen zwischen den wichtigsten Handels- und Gewerbplätzen, verlängert sie gegen die ansehnlichsten auswärtigen Städte, läßt von ihnen Nebenstraßen gegen die minder volkreichen und gewerbsamen Orte ausgehen, und

bringt so alle Gegenden des Landes unter einander in eine leichte Verbindung. Damit schlägt sie immer, wenn der Zweck des allgemeinen Verkehrs es leidet, oder nicht ein unverhältnißmäßiger Aufwand dadurch verursacht wird, die kürzesten Linien ein; nur der Vortheil des Reisenden selbst, oder die wirkliche Erleichterung des Verkehrs kann auf den Haupttrouten kleine Umwege rechtfertigen. Es müssen die Straßen durch den ganzen Staat, in der Länge und in der Breite parallele Linien bilden, und diese dürfen nur so weit von einander entfernt seyn, daß die in den hierdurch entstehenden Quadraten wohnenden Bürger sich ihnen immer leicht nähern können.

Es ist die Aufgabe der Polizey durch geeignete Anstalten dafür zu sorgen, daß so wie der Staatsbürger in seiner Wohnung, also auch der Wanderer auf dem freyen Felde, seines Eigenthums gegen gewaltsame Angriffe gesichert sey. Wenn in dieser Hinsicht das Erforderliche mit Eifer und Thätigkeit angeordnet und vollzogen wird, so kann der Reisende in allen Gegenden ohne Gefahr wandeln, und die Menschen, die den Raub zu einem Mittel des Erwerbs machen, werden aus dem Staate verschwinden. Indes kann für diesen Behuf schon in der Anlage der Straßen etwas ersprießliches geschehen, wenn man sie nämlich, so ferne die übrigen Zwecke es erlauben, nicht durch wilde, menschenleere Gegenden führt, und dafür sorgt, daß die Strecken zwischen den einzelnen Ortschaften nicht zu groß seyen. Auch verdient in dieser Beziehung eine schon seit dem Jahre 1773 in Baiern getroffene Anstalt Nachahmung, indem daselbst, wo sich die Straßen durch Waldungen ziehen, alle Hölzer und Gebüsch ohne Ausnahme auf 15 Schritte auf jeder Seite, von dem Rande des Grabens an gerechnet, ausgelichtet sind.

Aber der Reisende ist nicht nur den Gefahren ausgesetzt, welche raubfüchtige Men-

schen ihm bereiten; größeres Unglück bringt ihm oft selbst die Beschaffenheit des Weges, besonders dann, wenn er steile Abhänge hinauf oder hinunter führt. Diese sind deshalb in der Anlage entweder durch Umgehung oder durch Abgrabung so viel möglich zu vermeiden, um so mehr, da auch die Unterhaltung in dem Verhältnisse kostbarer ist, in dem die Straße steigt oder fällt. So bald dieselbe auf einer Länge von 18—20 Fuß mehr als um 1 Fuß von der horizontalen Ebene abweicht, so ist schon die Bedingung der Bequemlichkeit aufgehoben. Unterdessen macht es die Lokalität nur allzuoft unmöglich, in dieser Hinsicht die richtigen Grundsätze zu befolgen.

Die Straßen müssen so breit seyn, daß nicht nur die größten Güterwagen einander bequem ausweichen können, sondern auch die Fußgänger daneben noch auf jeder Seite des Fahrwegs einen Fußpad behalten, auf dem gleichfalls für sie Raum zum Ausweichen vorhanden ist. Dadurch wird eine Breite von wenigstens 30 Nthl. Fuß erforderlich. Schmalere Straßen hindern nicht nur, besonders wenn sie zur Seite neu mit Vorrathmaterialien überführt sind, die leichte Bewegung der sich begegnenden Fuhrwerke, sondern sind auch, da die Last immer auf dieselbe Stelle drückt, immer bald wieder verborgen. Legt man sie aber zu breit an, so wird dadurch nicht nur dem Landbau unnützer Weise ein mehr oder weniger bedeutendes Areal entzogen, sondern auch die Kosten der Unterhaltung ohne Grund vermehrt.

Bei der Arbeit selbst wird zuerst die Straße auf jeder Seite abgepflastert. Wegen der auf beyden Seiten noch hinzukommenden Gräben, mit Böschung, werden der Breite auf jeder Seite noch 4—6—8 Fuß zugelegt. Die sich auf diese Weise ergebende ordentliche Breite des zur Anlegung der Straße erforderlichen Raums kann, in einzelnen Strecken

noch eine Zulage von 4—5—6 und mehreren Füßen auf jeder Seite erhalten, wenn nämlich beträchtliche Erhöhungen oder Vertiefungen der Straße größere Böschungen zu beyden Seiten erheischen. Auch kann eine solche Zulage in Strecken nothwendig werden, wo die Seitengräben einer ungewöhnlichen Breite bedürfen. Bey Bestimmung der Grade, nach welchen der Boden aufgetragen oder abgehoben werden muß, ist darauf zu sehen, daß das Steigen oder Fallen des Wegs auf 18 Fuß höchstens einen Fuß betrage. Die Richtung, nach welcher auf diese Weise der natürliche Boden abgeebnet werden muß, wird gleichfalls abgepflegt. Die Oberfläche des Grunddamms muß, selbst in ganz ebenen Gegenden, der Länge aus lauter schiefen Flächen bestehen, die wenigstens auf die Länge von 5 Ruthen, um einen Zoll steigen oder fallen. Jede in dieser Oberfläche senkrecht auf die Mittellinie gezogene Linie muß eine Horizontallinie seyn.

Hat die Straße für immer, oder auch nur zu gewissen Jahreszeiten einen bestimmten Wasserzufluß, so muß die Größe und das Gefälle der Chausseegräben nach den Regeln der Hydraulik festgesetzt werden. Wo aber dergleichen Zuflüsse nicht zu fürchten sind, ist bey einer Breite des Grabens von ein Paar Fuß ein Gefälle von  $1\frac{1}{2}$ —2 Zoll auf 5 Ruthen hinlänglich. Man nimmt das Gefälle nach der Gegend, nach welcher man schon einen natürlichen Abhang hat, und leitet von angemessenen Punkten das Wasser aus diesen Gräben, durch andere Seitengräben, nach tiefern Gegenden ab, wo es ein natürliches Abflusbett findet. Der zuweilen erforderliche Abfluß des Wassers von der einen Seite der Chaussee nach der andern kann auf mehrere Arten bewirkt werden, nämlich durch quer laufende Gassen, durch Mulden, die bey natürlich festem Boden nicht allemal des

Auspflasterns bedürfen, durch Dohlen, durch kleine niedrige Gewölbe und durch Brücken.

Soll eine Straße auf einem trockenen Boden angelegt werden, so bedarf derselbe keiner Vorbereitung. Anders verhält es sich bey einem feuchten oder sumpfigten Grunde. Einzelne Stellen können zuweilen ausgegraben, und dann mit steinigter oder sandigter Erde ausgedammt, oder auch ausgepfählt werden. Manchmahl dient auch eine Bedeckung des Sumpfes mit abwechselnden Lagen von Faschinen und grobem Sande, die sich nach und nach bis zu einer festen Lage versenken, und so die Stelle der natürlichen Bodens vertreten. Ein vorzügliches Hülfsmittel ist zuweilen auch die Ableitung der Wasser durch einen hinlänglich tiefen Hauptgraben mit Nebengräben. Auf dem natürlich festen, oder durch Kunst befestigten Boden wird dann der Grunddamm, am besten aus einer mit Sand vermengten thonigten Erde, aufgeführt, so daß seine Oberfläche die aus schiefen Ebenen zusammen gesetzte Fläche bildet, über welcher das eigentliche Chausseegewölbe angelegt wird. Bey dem Grunddamm ist aber darauf Rücksicht zu nehmen, daß er sich immer nach einiger Zeit noch hebt.

Die Chausseegewölbung, welche nunmehr auf die Fläche des Grunddamms aufgesetzt wird, kann, wenn die Breite des Fahrwegs zwischen den neben her laufenden Fußwegen, 20 Fuß beträgt, in ihrer höchsten Hervorragung, ohne die letzte Bedeckung, eine 14 Zoll hohe Masse über dem Grunddamm bilden. Sie wird von den besagten Fußwegen durch eingegrabene 15—18 Zoll hohe Bordsteine geschieden, über welche letztre sich die Abflung der 14 Zoll hohen Masse 8 Zoll erhebt. Die Oberfläche des Grunddamms wird auf die Breite von etwa 4 Fuß neben den Bordsteinen noch etwas abgerundet, so daß dieselben auf der innern Seite 8 Zolle hoch über die Erde

hervor ragen. Auf diese Fläche des Grunddamms kommt nun zuerst die Grundlage der Steinwölbung. Sie ist eine Art von Pflaster, das an den Vordsteinen etwa eine Höhe von 4 Zoll erreicht, und bogenförmig bis in die Mitte um 5 Zoll steigt, also in der Mitte 9 Zoll hoch ist. Jetzt folgen zwey Steinslagen, die erste an den Vordsteinen 2 Zoll, und in der Mitte 4 Zoll hoch; die zweyte an den Vordsteinen gleichfalls 2 Zoll, und in der Mitte 3 Zoll hoch. Auf diese in der Mitte der Straße 14 Zoll hohe Masse wird noch eine Bedeckung von grobem Gerade, oder von klein zerschlagenem Gestein aufgetragen, etwa 1 — 1½ Zoll hoch. Die Fläche der neben hinlaufenden Fußwege muß 3 — 4 Zoll gegen den Chauffeeegraben abhängen.

Bei günstiger Lage des Terrains, natürlicher Festigkeit des Bodens und vorzüglichlicher Beschaffenheit der zum Grunddamme genommenen Masse kann alle äußere Befestigung unterbleiben, wenn man auf jeden Fuß Höhe etwa 10 Zoll Böschung gibt. Je weniger aber diese günstigen Umstände zusammen treffen, desto nachdrücklichere Mittel müssen zur äußeren Befestigung gewählt, und zum Theil mit einander vereinigt werden. Hierher gehören Vergrößerung der Böschung, Bedeckung der Abdachung mit Rasen, Verwahrung mit Futtermauern, trockenen oder gespeisten, nicht so gut mit Pfählen oder Dielen, auch zuweilen mit Faschinen und Wirsten.

Die jetzt allenthalben so tief gesunkenen Kräfte der Länder und Gemeinheiten lassen keinen bedeutenden Aufwand für die Verschönerung der Heerstraßen erwarten, und wir verzichten gerne auf die Monumente, die Statuen und die Prachtgebäude, womit die Römer die Wege zierten, wenn nur geleistet wird, was der Zweck als wesentlich fordert. Indessen soll für das Schöne doch so viel geschehen, als die Kräfte erlauben, besonders, wenn es selbst wie-

der zur Förderung jenes Zwecks dienlich ist. Daß alle ekelhafte Gegenstände entfernt werden, bedarf kaum einer Bemerkung. Auch wird es meistens keinen großen Aufwand fordern, wenn auf Puncten, wo sich schöne Aussichten darbieten, solche Gegenstände hinweg geräumt werden, die den Blick beschränken. Meilenzeiger, und wo die Straßen divergiren oder sich durchkreuzen, Wegzeiger sind an sich unerläßlich; daß man ihnen eine geschmackvolle Form gebe, wird die Rassen nicht zu Grunde richten. Auch steinerne Ruhbänke thun nicht nur den ermatteten Gliedern des Wanderers, sondern zugleich seinem Auge wohl. Vor allem aber muß hier die Bepflanzung der Straßen mit Obstbäumen zur Sprache kommen, wozu eine sparsame Finanzmänner um so weniger eine Einwendung machen werden, da der erste Aufwand und die Unterhaltungskosten durch die Frucht der Bäume reichlich ersetzt wird. Auch schaffen dieselbe außer dem ästhetischen Zwecke einen bedeutenden Nutzen, indem sie bey nächstlicher Weile, oder wenn tiefer Schnee die Erde bedeckt, dem Reisenden die Richtung des Weges zeigen, so daß er nicht von demselben abirren kann.

### Waldbenutzung in der Grafschaft Limburg.

Die Grafschaft Limburg — welche ehemals einen Bestandtheil des fränkischen Reiches ausmachte, seit der Auflösung des deutschen Reiches aber ein Würtembergisches Oberamt bildet — beschreibt eine Fläche von 8 Quadratmeilen, auf welchen 16000 Menschen wohnen. Der Kocher durchströmt das Ländchen in seiner ganzen Länge, und begründet seine tiefste Niederung, von der sich wieder sehr viele andere von kleinern und größern Bächen bewässerte Thäler zu beyden Seiten ausrecken. Dadurch erhält die Oberfläche eine

sehr unebene Gestalt. Nirgends bemerkt man eine auch nur beschränkte Ebene; dagegen wechseln Höhen und Vertiefungen, Berge und Schluchten unaufhörlich mit einander ab, und eine kurze Strecke Wegs biethet oft die mannigfaltigsten und überraschendsten Ansichten dar. An den Ufern des Hauptflusses und in den übrigen Thälern finden sich meistens gute Wiesen, die viel und nahrhaftes Futter tragen; an den Abhängen und auf den Höhen breiten sich Weiden und Aecker aus, welche letztere aber, bey den meist sandigten Boden, einen nur karglichen Ertrag gewähren; alles übrige Land ist mit großen und dichten Holzungen bedeckt, so daß dasselbe, von hohen Standpuncten angesehen, ein zusammen hängender Wald zu seyn scheint. Wie in den meisten bergigten Gegenden wohnen auch hier die Menschen nicht in großen Dorfschaften, sondern in kleinen Weiler und einzelnen Höfen. Die vielen zerstreuten Ansiedlungen tragen viel dazu bey, die mahlerische Gestalt des Landes zu erhöhen.

Der gute Futterbau und die ansehnlichen, gesunden Weiden machen die Zucht des Hornviehs zu einem wichtigen Nahrungszweige für die Einwohner. Dagegen bringt der Boden ihr Bedürfniß an Getreide bey weitem nicht hervor, und auch der stark betriebene Anbau der Kartoffel reicht nicht hin, dasselbe zu decken. Ueberdies ist in diesem abgelegenen, von keiner Heerstraße durchschnittenen Ländchen noch keine Art von künstlichem Gewerbefleiß ge worden, der das für so viele Artikel der Nothdurst und der Bequemlichkeit hinaus gehende Geld auch nur zum Theil ersetzt. Aber was auf solche Weise ermangelt, sucht und findet der wackere Limburger in seinen Waldungen. Sie sind sein eigentlicher Reichthum. In ihnen bringt er einen großen Theil seines Lebens zu. Sie reichen ihren Besitzer einen bedeutenden Gewinn, und ernähren den armen Mann, der das Holz säät und bearbeitet. Auch

beschränkt man sich nicht bloß darauf, das Product der Natur anzunehmen und zu seinem nächsten Gebrauche zu verwenden; man benützt es auf die verschiedenste Art und gibt ihm allerlei Formen, was hier um so mehr angeht, da die meisten Waldungen in Nadelholz bestehen, welches eine mannigfaltigere Anwendung und Bearbeitung zuläßt, als das Laubholz.

Für die Viehzucht gewähren diese Waldungen einen unansprechlichen Vortheil, indem sie für das mangelnde Stroh zur Bereitung des Düngers, ein treffliches Surrogat darbiethen. Da bindet sich der rüstige Jüngling an jeden Fuß ein spitziges Steigeisen, erklettert vermittelst desselben die höchsten Tannen und Fichten, und haut mit seinem Handbeile die Nese ab. Ist das Geschäft an einem Baume vollendet, so steigt er gewöhnlich nicht herunter, sondern schwingt sich mit dem Gipfel wiederholt gegen den nächsten Baum und schwebt so auf denselben hinüber. Man sieht hier oft auffallende Proben von Gewandtheit und Kühnheit, und nur selten geschieht es, daß sie mißlingen. Zu Hause werden dann die zartesten Reiser von den Nesen abgehauen und zum Unterstreuen in der Stallung verwandt, das übrige Holz aber wird zum Verbrennen benützt. Der auf diese Art erzeugte Dünger ist von der besten Beschaffenheit, indem die Nadeln und Zweige der Tannen weit mehr treibende Theile enthalten, als Stroh oder Laub. — Außer den Nesen benützen manche Bauern für die Viehzucht auch das Mistelgewächs, (Vi Scam) das sie im Frühjahr, mit nicht geringer Gefahr, von den höchsten Bäumen herab hohlen, und als Futter gebrauchen. Es ist aber diese Art von Fütterung weder gesund noch nahrhaft, und deßhalb bey weitem nicht allgemein.

Die bey dem Streuhauen übrig bleibenden Nese werden noch auf eine andere Art zum Besten des Ackerbaus verwandt. Man hin-

det sie nämlich in Büschel, legt sie Reihenweise in das frisch umgebroschene Land, bedeckt sie mit Rasen und Erde und zündet sie an. Zudem sie langsam fortbrennen, verwandelt sich das Holz in Kohle und Asche, der schwere und unfruchtbare Boden wird dadurch leichter und kräftiger, und man freut sich nach dieser Operation, deren Wirkungen mehrere Jahre fortbauern, meistens recht gesegneter Ernten. Besonders pflegen Gerste, Hirsen und andere Sommerfrüchte in dem auf diese Art vorbereiteten Boden wohl zu gerathen.

Der Hauptverschleiß des gefällten Holzes geht in die an der nördlichen Gränze des Landes liegende Stadt Hall. Die dortigen sehr thätig betriebenen Salzwerke erfordern eine große Menge Brennmaterial. Da die nächste Umgebung dasselbe nicht gewähret, so ist man genöthigt, seine Zuflucht zu den Waldungen von Limburg zu nehmen, durch welche die Natur recht absichtlich den Kocher, in der Richtung gegen die Salzquelle, hindurch geführt zu haben scheint, auf daß das Holz mit mindern Kosten herbey gebracht werden könne. Dadurch entsteht denn ein bedeutendes, viele Hände beschäftigendes Floßgeschäft. Es sey nun daß der Bauer aus eigenen Wäldern säßen könne, oder das Holz von den Gutsherrschaften erkaufe, so hat er dafür zu sorgen, daß es im Frühjahre gefällt, von Aesten gesäubert, und der Rinde entkleidet werde. Hierauf schleift man es aus dem Walde auf offene Plätze, wo die Stämme zu Blöcken, von 11 Schuh Länge, gesägt, und dann an die Floßbäche, die in den Kocher führen, oder an diesen Fluß selbst, gebracht werden. Für diejenigen Waldungen, welche in allzu großer Entfernung von dem Flusse oder von den Bächen liegen, sind Treibseer angelegt, mit Dämmen oder Schutzbrettern versehen, worin aus kleinern Bächen und Brunnquellen Wasser gesammelt wird, um vermittelst desselben das Holz in

die Floßbäche herab zu bringen. Im Winter, wenn der Wasserstand hoch genug ist, werden dann die Blöcke eingeworfen, und so schwimmen sie den Kocher hinunter. Jeder Block erhält ein Zeichen, woran in Hall sein Eigenthümer erkannt wird. — In ältern Zeiten war das Floßwesen weit bedeutender, als jetzt, wo durch die Herstellung der Gradierhäuser und durch die Verbesserung der Salzoctur eine Menge Holz entbehrlich geworden ist. Dieß gereichte der Saline zu großem Vortheile, besonders weil die dünner gewordenen Limburgischen Wälder nicht mehr im Stande wären, so viel Holz zu liefern, als ehemals.

Gleich wie den Kocher abwärts die Hallische Saline, so fordern den Kocher aufwärts die Eisenminen, die in der Gegend der Stadt Aalen betrieben werden, und die damit verbundenen Hüttenwerke, einen großen Vorrath an Brennmaterial, und auch diesen liefern zum Theil die Limburgischen Waldungen. Wenn man auf irgend einer Höhe das Land überblickt; so sieht man hier und da mehrere Rauchsäulen über die Gehölze empor steigen. Diese erheben sich von den Holzstäben, welche zusammen gehäuft und mit Erde bedeckt, zu Kohlen gebrannt werden. Nahet man sich denselben, so findet man die fleißigen Köhler in rüstiger Thätigkeit; aber der Anblick der schwarzen Gestalten kann dem Fremdlinge wohl Schrecken einflößen; ihr Haushalt in der neben dem Kohlhaufen erbauten Rasenhütte ist ein Bild menschlicher Entbehrung und Armseligkeit. Ist ihre Arbeit vollendet, so wird deren Produkt in große Korbwägen gepackt, auf die Hüttenwerke abgeführt, und durch reichliche Bezahlung ersetzt. Auch verdienen die Bauern durch den Transport bedeutende Summen. Jedoch ist dieß Fuhrwerk dem Ackerbau nicht günstig; weil durch dasselbe das Vieh zu Grunde ge-

richtet, und der Dung dem Lande entzogen wird.

Es ist aber bey weitem nicht das gesammte Erzeugniß der Limburgischen Waldungen dazu bestimmt, dem Vulkan geopfert zu werden, ein großer Theil desselben wird durch die Hand des Einwohners mannigfaltig bearbeitet. Nicht nur am Kocher, sondern auch in den übrigen Thälern findet man viele Schneidemühlen, deren Räder oft nur von einem kleinen Bache, oder von dem Abflusse eines Weißers getrieben werden, und die meistens den benachbarten Hofsbeskern eigentlich zusehen. Auf sie werden die schönsten und besten Blöcke, die zum Flößen oder zum Verkohlen zu gut wären, gebracht, und dann zu vielen Brettern und Latten geschnitten, welche Waare in großer Menge, besonders in der Richtung gegen den Neckar, aus dem Lande geht. Ueberdieß verfertigen die Bauern in den Zwischenräumen der Zeit, die ihnen von den Feldgeschäften übrig bleibt, aus den geschlachteften Stämmen, Weingartenpfähle, deren des Jahrs viele Hundert tausend Stück in die benachbarten Weinkänder abgesetzt werden. Auch diese Arbeit ist sehr nützlich, denn sie dient dem Landmann nicht nur dazu, manche müßige Stunde auf eine für ihn vortheilhafte Art auszufüllen, sondern verschafft ihm auch Gewin durch das Abholz, und durch die Fracht.

Der Fleiß des Limburgischen Landmanns bewährt sich aber nicht nur in der großen Bearbeitung seines Hauptprodukts; es gehen auch künstlichere Waaren aus seinen Werkstätten hervor. Es sitzen nämlich da und dort, in Dörfern und auf Höfen, sogenannte Holzarbeiter, die sich mit der Verfertigung von allerley hölzernen, zur Haus- und Feldwirthschaft erforderlichen Geräthschaften und Werkzeugen beschäftigen, als da sind: Küchengeschir, Schachteln, Bachmulden, Getreidmaße, Siebe, Wannen, Schaufeln,

Brechen, Faßtauben, Kibel, Felgen, Focher, Dachschindeln, Stuhlsäße, Abfahhölzer u. dgl.

— welche Waaren darn den Verfertigern von Händlern abgekauft, und von diesen, auf dem Rücken, in das Innere von Würtemberg, in die Pfalz, und bis auf das linke Rheinufer getragen und daselbst abgesetzt werden.

Ueberdieß wird viel Harz, Pech und Kienruß bereitet, und gleichfalls in das Ausland verkauft. Doch ist die Vereitung dieser Artikel im Abnehmen. Da das Harzziehen dem Wachsium der Bäume schadet, so muß es nothwendig in demselben Verhältnisse beschränkt werden, in dem — wie es hier der Fall ist — die Gränzen der Waldungen sich verengen, und ihr Stand sich vermindert.

Aber noch immer wird die Fabrikation der Potasche, als eine Folge des vorhandenen Ueberflusses an Brennholz, mit Lebhaftigkeit betrieben. Man zählt 14 Potaschenhütten im Lande. Eine solche Hütte ist von leichtem Bau. In ihrer Mitte befindet sich ein Ofen, einem Waschofen ähnlich, mit zweyen eingemauerten, großen, eisernen Kesseln. Auf der einen Seite desselben stehen etliche Zuber, in welchen die Lauge bereitet wird. Es werden nämlich in jeden Zuber einige Laugen Stroh und darüber Sand gelegt, hierauf die Asche hinein geschüttet, und das Wasser so oft durchgeseiht, bis es genugsam herbe und angeschwängert ist. Dieses Wasser lauft aus den Zubern durch ein kleines, unten angebrachtes Loch in einen darunter stehenden Trog. Aus diesem wird es in den ersten Kessel geschöpft, und von da in den zweyten, bis es endlich, nach Verfluß von ungefähr zweymal vier und zwanzig Stunden, durch stetes Feuer, zu einem harten, schwärzlichen Stein gesotten ist. Diese Masse wird, nachdem sie kalt geworden, in den Calcinirofen gebracht, welcher auch seine eigene Gestalt hat. Das Schürloch, wo das Holz brennt, ist in der

Tiefe, der gewölbte Ofen aber, worin die Potasche gethan wird, in der Höhe angebracht, so daß die Flamme zur Seite hinein schlägt, und die Potasche erst schön hochroth und endlich weiß brennt. Vor diesem Ofen findet sich noch ein Heerd mit einer kleinen Einfassung von Backsteinen, worauf die Waare nachher wieder erkaltet. Gewöhnlich werden 40 Württembergische Simri Asche zu einem Eude ausgelaugt, welche, je nachdem die Asche gut oder schlecht ist, 100 bis 120 Pfund Potasche geben sollen. Ein Simri Asche wird gewöhnlich um 12 kr. erkaufte; die Potasche dagegen hat keinen gewissen Preis, und wird an in- und ausländische Kaufleute und Färber geliefert. Mit ihrer Verfertigung nähren sich manche Menschen auf dem Lande, besonders den Winter hindurch. Sie ist aber auch dem Ackerbau zuträglich, indem die ausgelaugte Asche einen trefflichen Dünger abgibt, und besonders naschkalten und sauren Boden sehr verbessert. Ist ein Acker einmahl damit überführt, so kann er wohl, ohne dazwischen weiter gedüngt zu werden, fünf bis sechsmahl nach einander tragen, und zwar erst Gerste, dann Diakel, hierauf Roken, endlich zwey oder dreymahl Haber oder Hülsenfrüchte. Der Bauer, der Potasche siedeln lassen will, erbaut daher, nach einem herkömmlichen stilschweigenden Vertrage zwischen ihm und dem Sieder, nicht nur die Hütte, mit allem, was dazu gehört, sondern erhält sie auch mit allem Geräthe in brauchbarem Stande, er führt die erkaufte Asche umsonst herbey, er liefert das nöthige Holz zum Unterfeuern unentgeltlich, und hält sich durch den gewonnenen Dünger, für Mühe und Kosten hinreichend belohnt.

So vielfach und mit so lohnendem Erfolge benützt die Limburger die Waldungen, die den Boden seiner Heimath bedecken, und legt dadurch den Beweis ab, daß es immer in der Macht des Menschen siehe, durch Fleiß und

Thätigkeit zu ersetzen, was die karge Natur ihm versagt.

## II. Naturgeschichte und Naturlehre.

### Die Salpugen.

Wenn wir die reizenden Beschreibungen von der Schönheit und Milde der meisten südlichen Gegenden der Erde lesen, wandelt uns zuweilen eine Art von Heimweh nach diesen Paradiesen an, und wir sehnen uns, sie mit unserm rauhen Norden zu vertauschen. Aber daß wir doch bedächten, daß ungestörter und vollkommener Genuß in keinem Lande zu finden sey, und daß den größern Reichthum gewöhnlich auch die größern Gefahren begleiten! Mag der fremde Himmel klar und herrlich seyn, mag unter ihm der Boden seine Produkte geben, ohne daß der vom menschlichen Angesichte fallende Schweiß sie beneze, — mag die schönste mannigfaltigste und üppigste Vegetation das Auge ergötzen, — mögen die wohlriechendsten und stärkendsten Düfte die Luft erfüllen; — dieß alles verliert doch viel von seinem Werthe, wenn wir nicht sicher sind, daß unser Fuß auf eine Schlange trete, wenn die Luft von beschwerlichen, oder wohl gar giftigen Insekten wimmelt, und wenn der Wald und das Gebirge von dem Brüllen reißender Thiere ertönt. Auch bey uns biethet die belebte Schöpfung eine unendliche Mannigfaltigkeit von Geschöpfen dar; aber wir dürfen von den letztern beynahе keines fürchten, und viele unter ihnen bereiten uns Bequemlichkeit und Vergnügen. Welch' ein unschädliches Thier ist unsere Spinne? Asien und Afrika hat dagegen eine Spinne, die unter die furchtbarsten Ungeheuer der thierischen Welt gehört. Das ist die Salpuge.

Pallas nennt dieses Insekt die „Skorpionspinne“, weil sein Kinntaden und Lippen

mit denen des Skorpions, und sein Körper mit dem der Spinnen Aehnlichkeit hat. Herbst nennt es „Solpuge“ oder „Giftkanker“. Den Alten ist es unter dem Nahmen Phalangium, Tetragnathium und Salpuga bekannt. Es hat eine Länge von einigen Zollen. An seinen Kinnladen sitzen zwey Scheeren, mit denen es beißt. Mit dem Bisse träufelt es Gift in die Wunde. Sein Aufenthalt ist in den heißern Erdstrichen der alten Welt. Bey Tage verweilt es in finstern, dumpfen Orten, welche salzigte Feuchtigkeiten ausschwiegen, z. B. in Bergwerken, Erdhöhlen und Abritten; des Nachts schleicht es herum, und sucht seinen Raub.

Die Salpuge hat das fürchterlichste Gebiß unter allen Geschöpfen, nach Verhältnis schrecklicher als der Tiger, das Krokodil, die Brillenschlange und der Hayßsch. Die in den Kinnladenscheeren vertheilten Muskeln treiben die beyden Fänger derselben, wie ein Paar Sägen, gegen einander. Sie zerschneidet, zermalmet und zerrißt daher durch ihren Biß Fleischfasern, Gefäße und Nerven, und bewirkt dadurch eine gefährliche Entzündung. Hiermit noch nicht zufrieden, steckt sie ihre saugstachel förmige Lippe in die Wunde, und ergießt in sie ein Gift, wovon ein halber Tropfen hinreichet, einem ganz gesunden Menschen in wenigen Stunden Vernunft und Leben zu rauben. Am meisten schaden wohl die Nymphen und Männchen der Salpugen, besonders bey schwülem, ihre Vermehrung begünstigendem Regenwetter in den Monathen Junius und Julius. Hiervon und von der körperlichen Constitution des Verwundeten, und der Beschaffenheit der verletzten Stelle hängt die Größe der Gefahr des Bisses ab. Verletzungen der Lippen pflegen Schmerzen bis zum Wahnsinn nach sich zu ziehen; Verletzungen der Geschlechtstheile haben Venen, Nervenzufälle, Convulsionen u. zur Folge. Nicht selten zieht der Biß den Tod nach sich, der bald schnell, bald langsam erfolgt.

Schon in den ältesten Zeiten kannte man diese Giftkanker als überaus schädliche und furchtbare Geschöpfe. Moses verboth sie als eine unreine Speise unter dem Nahmen „Achar“, und der Verfasser des ersten Buchs Samuelis klagt sie als Ursache einer mit Venen verknüpften Seuche an. Auch die alten Griechen kannten sie, wie denn selbst Sokrates ihrer gedenkt. Besonders aber erklärt sich Agatharchides, in seinem Buche „vom rothen Meere“ über sie. Er sagt: „Nahe bey den Akridophagen, einer ostafrikanischen Nation, ist eine weite Strecke Landes, welche vortreffliche Weideplätze enthält, aber ganz verlassen liegt, und von allen rings umher wohnenden Völkern unbesucht bleibt. Nicht als ob sie von Anbeginn ohne Menschen gewesen wäre, sondern wegen einer unglaublichen Menge von Skorpionen und Phalangien, welche einige Tetragnathen nennen. Denn man sagt, diese Art von Ungeziefer habe einst bey einer langwierigen Regenzeit über Hand genommen, und da die Einwohner dieser Landplage nicht Einhalt thun konnten, so hätten sie das Entzinnen aus dem Verderben dem Vaterlande vorgezogen, und auf diese Art sey jene Gegend verödet, und von dem menschlichen Geschlechte verlassen worden.“ Dasselbe erzählen Diodor von Sicilien, Strabo, Plinius und Aelian bey nahe mit den nämlichen Worten. In neuern Zeiten hat besonders Pallas dieses Insekt beobachtet.

Es gibt mehrere Arten Salpugen, am meisten aber ist uns die Geschichte der spinnenartigen Salpuge (Salpuga arachnoides) bekannt. Nach Pallas Vermuthung ist diese das giftige Insekt der libischen Wüste, welches unter dem Nahmen Boola-Kaz oder Bula-Kas bekannt ist, und das Shaw für Aelians Nhar hält. Auch scheint Aelians Tetragnathon, von dem er erzählt, daß es eine ganze Stadt entvölkert habe, das näm-

liche Th'er zu seyn. Die Perser, Kalmücken und Kirgisen kennen die spinnenartige Salpuge sehr gut, und haben ihr auch eigene Nahmen gegeben. Sie verbreitet sich vom wärmern Asien an über ganz Afrika, bis an das südliche Vorgebirge. Bey Tage verweilt sie in ihren Schlupfwinkeln in den Erdrißen und andern Höhlen, wo keine Insekten sind. Diese Vorsicht macht ihr überaus weiblicher Hinterleib nothwendig, mit welchen sie den Stichen der auf den Steppen herum schwärmenden Raubwespen, und den Verfolgungen der Vögel bald unterliegen würde, so daß das ganze Geschlecht bald ausgerottet wäre. Am Abend aber, vor oder nach Untergang der Sonne, wenn der größte Theil ihrer Feinde sich zur Ruhe begeben hat, kommt sie aus jenen Schlupfwinkeln hervor, und scheint sich in den Steppen durch den Schein von Feuer oder Licht anlocken zu lassen, und beschweben sich vorzüglich bey Caravanen einzufinden. Doch entgeht sie dabey nicht immer den Verfolgungen einiger nächtlicher Weile auf sie lauerten Feinde, wozu besonders eine große Art schwarzer, wohlgeharnter Raubkäfer und die beißenden Skolopender gehören. Ohne diese Feinde, versichert Pallas, würden sich die Salpugen vielleicht bergestalt vermehren, daß kein Mensch und wenige Thiere sicher vor ihnen auf den Steppen wandeln könnten.

Wegen den größern Kinnladenscheeren ist der Biß der männlichen Salpuge gefährlicher, als der der weiblichen. Doch erfolgen ihre Verletzungen immer nur zufällig, es sey nun, daß man ihnen unversehens zu nahe kommt, wenn sie z. B. auf dem Nachtlager kriechen, oder sich in die Kleider versteckt haben, und dann gedrückt werden, oder daß man sie vorsätzlich reizt. In dem letztern Falle setzen sie sich mit einer Wuth zur Gegenwehr, die in der That erstaunlich ist. Sie erregen zugleich durch das Uueinanderreiben der Kinnladenscheeren eine

Art von Gezwitzcher, und sind in heftigen und grimmigen Bewegungen. Beißen sie wirklich, so entsteht in dem Augenblicke des Bisses ein unbeschreiblich heftiger Schmerz, den einige mit dem Schmerz von dem Stiche einer glühenden Nadel verglichen haben. Schlafende Personen schrecken davon mit lautem Geschrey auf, und Empfindliche fallen in Ohnmacht. An der gebissenen Stelle zeigen sich so viele kleine Wunden, als die Kinnladenscheeren Zähne haben, und es erhebt sich eine stark entzündete, sehr schmerzhaftige Geschwulst, die oft 4 bis 5 Zoll im Durchschnit hat. Dabey sind die Augen des Verwundeten erhitzt, der Puls voll und geschwind, der Durst heftig; es stellen sich Beängstigung, Unruhe, Kopfschmerzen und brennendes Reißen im leidenden Theile ein, der Kranke wird bey verzögertter Hülfe meistens eine Beute des Todes. Kalmücken selbst fürchten diese kleinen Ungeheuer so sehr, daß sie sich sogleich aus der Gegend entfernen, wo sie eins derselben erblickt haben, so daß wo sie aus Mangel ihrer natürlichen Feinde oder durch Gunst der Witterung überhand nehmen, die Bewohner ganzer Ortschaften und Gegenden auswandern, wie dieses von der am Kumaflusse sonst blühenden tartarischen Stadt Madshary, von welcher noch merkwürdige Ruinen zu sehen sind, eine alte Sage bezeuget.

Als ein Mittel, sich im Schlafe vor den Salpugenbissen zu sichern, gibt Pallas dieses an, daß man einen noch neuen haarichten Filz von Schafwolle unter seinem Lager auf der Erde ausbreite, oder einen aus Pferdemaßen geflochtenen Strick in einen geraumen Kreis um sich her auf den Boden lege. Letzteres Mittel hat er selbst bewährt gefunden, als er sich in Zarizyn aufhielt, wo die Salpugen häufig vorkommen, und sich selbst in der Festung einzufinden. Hier legte er einst einen Haarstrick im Kreise auf einen Busch und ließ eine mit der Insektenzange gefangene Salpuge innerhalb des

Kreises laufen. So oft aber das Thier mit den Fühlhörnern an die hervorstehenden Haare des Strickes stieß, stunkte es und lief zurück.

Zur Heilung des Bisses gebrauchen die Kalmücken sonderbare Mittel. Sie bestreichen entweder die Wunde mit der Milch einer jungen Frau, die im ersten Wochenbette ist, oder sie hauen ein schwarzes Thier, es sey ein Hund oder eine Katze, oder sonst eines, lebendig aufreißen Herz und Lungen heraus, und legen diese Eingeweide auf die Wunde. Als öhligte Wähungen können diese Mittel vielleicht helfen. Weit vorzüglicher ist aber das von Pallas empfohlene Verfahren. Es wurde nämlich an der gebissenen Stelle sogleich etwas mit Kupfer gesättigtes Baumbhl warm eingerieben, die Geschwulst scarificirt, mit dem Oehle nochmals bestrichen und mit Diachylonpflaster bedeckt, am Arme Abder gelassen, und von einer aus Weineffig, Zucker und Kampfer bereiteten Mirtur alle zwey Stunden ein Eßlöffel voll gegeben, wobey das Bestreichen der kranken Stelle mit dem Oehle alle 3 Stunden wiederholt wurde. Auf den Gebrauch dieser Mittel ließen alle Zufälle merklich nach, und der Kranke war nach dreymahl vier und zwanzig Stunden wieder hergestellt.

Ueberaus groß ist die Beweglichkeit der sechs Füße dieser Thiere, indem sie damit in einem Augenblick an dem ihnen vorgehaltenen Stock hinan laufen, und den Menschen in die Hand beißen. Gehen sie ihrer Nahrung nach, die vorzüglich in Spinnen und andern weichen Insekten besteht, so halten sie ihre Fühlorgane beständig halb aufgerichtet voraus, u. d. bewegen sie hin und her. Sobald sie auf etwas stossen, was ihnen zum Raube dienen kann, so schießen sie mit Heftigkeit zu, schlagen die Kinnsadenscheeren ein, und zerfleischen und verzehren so die Beute. Außer den Insekten, und unter ihnen besonders den Skorpionen, gehen sie auch den scharfen alkalischen Ausdünstungen der Thiere

und Menschen nach, und werden daher den stark duftenden und härtigen Lippen der viel Kaviar und gesalzene Fische genießenden Kosaken, so wie den Geschlechtstheilen der Frauenzimmer gefährlich.

Die Vermehrung dieser Thiere muß sehr beträchtlich seyn. Pallas schätzte die Anzahl der Eyer, die er im Monath Junius im Leibe eines Salpugenweibchens gefunden hatte, auf einige Hunderte und fand im August schon ziemlich erwachsene Junge. Wahrcheinlich erreicht also dieses gefährliche Insekt schon in Jahresfrist seine ganze Vollkommenheit und ist daher häufig, durch seine Menge, unter Menschen und Thieren, außerordentliche Niederlagen anzurichten. Aber auch hier wußte die für Erhaltung des Gleichgewichts unter allen lebenden Wesen besorgte Natur ein Mittel zu seiner Einschränkung zu finden. Sie gab ihm ein so zartes Leben, daß es von der unbedeutendsten Wunde, die ihm ein giftloses Insekt beybringt, sogar von einem Nadelstiche, sogleich unmächtig wird, und unter leichten Zuckungen hinstirbt.

Außer der spinnenartigen Salpuge gibt es noch zwey Arten dieser Giftkanker. Die erste ist die „tödtliche Salpuge“ (Solp. Fatalis.), die größte von allen. Ihre Farbe ist grangelb, und ihre Haare sind rostfarbig. Dieses Thier gehört unter die furchtbarsten seines Geschlechts und ist vorzüglich in Bengalen zu Hause. Die andere Art ist die afrikanische Salpuge. Diese Art ist die, von der wir nur wenig wissen. Sie ist beynabe so groß, als die tödtliche Salpuge. Wegen ihrer beyden Doppelscheeren verdient sie eigentlich den Nahmen Tetragnathon, und wahrscheinlicher Weise ist sie es, welche nach Aelions Erzählung, durch ihre starke Vermehrung, in Verbindung mit den Skorpionen, die Bewohner einer Stadt am See Arrhatom, in Indien, vertrieb, an deren Stelle man gegenwärtig nichts als eine Wüste antrifft.

## Bemerkungen über die Klapperschlange.

Es finden sich fünf verschiedene Arten von Klapperschlangen, deren gemeinschaftliches Kennzeichen in den Schildern am Bauche, den Schuppen und Schildern unter dem Schwanz, und der dem lezttern angehängten Klappern besteht. Die größte Art, die sogenannte Dryine, hat eine Länge von 6 Fuß, und ihre Dicke ist bey nahe dem Beine eines Mannes gleich; hingegen der Durysfuß ist nur 4 Fuß lang, und 3 Zoll dick. Einige haben eine gelblich weiße Farbe, mit braunen und schwarzen Flecken auf dem Rücken; einige sind aschgrau, einige hellbraun, alle aber gestreift. Die Klapper besteht aus mehreren zusammenhängenden, durchsichtigen, hornartigen Blasen, die mit den Jahren des Thieres vermehrt werden sollen, und deren Zahl bey manchen über 40 hinauf steigt. Man vergleicht den Schall dieser Klapper mit dem Geräusche, das aus dem Rütteln einer mit Erbsen gefüllten Blase entsteht, oder auch mit dem Zwitschern einer gewissen Art großer Heuschrecken. Wenn sie durch Nase befeuchtet ist, wird sie unhörbar. Den stärksten Ton gibt sie aber alsdann von sich, wenn das Thier zum Zorne gereizt, oder im Begriffe ist, auf eine Beute los zu schießen.

Am häufigsten findet man diese Schlangen im südlichen Amerika, und auf der Insel Ceylon. Die bekannteste und giftigste Art derselben, die sogenannte Schauer Schlange, ist in den wärmern Gegenden des nördlichen Amerika zu Hause. Von dieser wurden schon mehrere lebendig nach England gebracht, wovon eine in London, ihr Leben noch 9 Monathe lange, nach ihrer Ankunft erhielt. Sie wohnen meistens in Wäldern und Gebüsch, in feuchten und sumpfigten Gegenden, schleichen manchmal sogar in die Häuser, und lieben, so wie alle Schlangenarten, das gesellschaftliche Leben, so daß man ihrer manchmal, besonders zur Vegetationszeit, über 100 beisammen antreffen kann. Den Winter bringen sie erstarrt in Felsenklüften und Erdhöhlen zu, kommen dann im Frühling hervor, und legen sich in die Sonne, um durch die Wärme ihrer Strahlen wieder verjüngt zu werden.

Ihre Nahrung erhalten sie meistens aus dem Thierreiche, ob sie wohl auch mit Gras und Wurzeln verlieb nehmen. Hasen, Mäuse und besonders den Eichhörnchen fällen sie am gierigsten nach. Sie machen auch Jagd auf die Thiere des Wassers, und sogar die Vögel entgehen ihnen nicht. Ihren Raub verschlingen sie gewöhnlich ganz; und ist er für die Öffnung ihres Schlundes zu groß, so behalten sie ihn so lange in dem Rachen, bis der hintere Theil verzehrt ist, da sie dann den Vordern nachziehen. Den Winter hindurch fressen sie gar nichts. Die oben besagte Klapperschlange, die nach London gebracht worden, genoß in der ganzen Zeit ihrer Gefangenschaft weder Speise noch Trank.

Dieses Thier bemächtigt sich seines Raubes nicht durch Geschwindigkeit; denn es bewegt sich sehr langsam, und muß, vermöge seiner Structur, ehe es auf etwas losfährt, seinen Körper erst in einen schneckenförmigen Kreis legen, sondern durch das betäubende Entsetzen, womit es fast alle lebenden Geschöpfe erfüllt, die das Unglück haben, ihr nahe zu kommen. Es bezaubert sie gleichsam durch seine Blicke, daß sie sich gutwillig seiner Mordgier hingeben. Sobald ein Ratte, oder ein Kaninchen die Klapperschlange erblickt, so fängt das arme Thierchen an zu zittern und zu beben. Sie schwillt auf, funkelt mit den Augen, und rauschet mit der Klapper. Alle Versuche, ihr zu entfliehen, sind vergeblich. Das den unvermeidlichen Tod ahnende Geschöpfe ist am ganzen Körper wie gelähmt. Plötzlich stürzt die Räuberinn auf ihre Beute los, bespritzt sie mit Geifer, und verschluckt sie. Auf diese Art bemächtigt sie sich sogar der Vögel und der Eichhörner. Aus Angst und Entsetzen fallen diese auf die Erde, und werden ihr zum Raube.

Die Richtigkeit dieser sonderbaren Art von Bezauberung ist durch alle Wahrnehmungen bestätigt. Le Vaillant hörte einst, im südlichen Afrika, auf einem Baume, einen Neuntödter heftig und ängstlich schreyen, gleich als befände er sich in den Klauen eines Raubvogels. Bey näherer Beobachtung bemerkte er aber neben dem Vogel, auf einem Aste, eine sehr große Schlange, die ohne sich zu bewegen, mit ausgestrecktem Halse und flammenden Augen das arme Thier anstarrte.

Der Vogel schlug convulsivisch mit den Flügeln; aber der Schrecken hatte ihm alle Kraft benommen, daß er nicht entfliehen konnte. Einer von der Gesellschaft holte eine Flinte herbei; aber ehe er wieder kam, war der Vogel schon todt, und nur die Schlange wurde herunter geschossen. Auch fand sich an dem Neuntödder, dem Le Bailant die Haut abzog, nicht die mindeste äußere Verletzung. — Eben dieser Naturforscher vernahm einst, als er in einer sumpfigen Gegend jagte, aus einem Schilfgebüsch, ein schmerzlich durchdringendes Geschrey. Indem er leise hinzu trat, sahe er eine kleine Maus, von heftigen Convulsionen ergriffen, und zwey Schritte von ihr eine Schlange, die das Thierchen anstarrte. Die Schlange nahm die Flucht; aber ihre Gegenwart hatte schon gewirkt. Die Maus starb im Le Bailants Händen. Diese Beobachtungen beweisen, daß — was auch die Hotentotten einstimmig behaupten, — die Klapperschlange andere Thiere, durch ihren Anblick, nicht nur in ein starres Entsetzen bringe, sondern wirklich tödte.

Noch ist den Naturforschern keine befriedigende Erklärung dieser wundersamen Erscheinung gelungen. La Cèpede nimmt an, es habe der Athem der Klapperschlange eine betäubende Eigenschaft, die aber, wenn das Thier gefangen wurde, noch nirgends bemerkt worden ist. Nach Blumenbach ist es ihr stierer Blick und der zischende Laut ihrer Klappen, wodurch Vögel und andere kleinere Thiere von ihr angelockt werden, was jedoch die Erfahrung nicht bestätigt, indem sich die Schlange in dem Falle, von dem die Rede ist, ganz ruhig verhält. Barton fand, daß vorzüglich nur solche Vögel und vierfüßige Thiere der Gefahr ausgesetzt seyen, die an Blüthen und in niedrigen Gebüsch nisten, und daß sie die Gefahr beynah auschließend zur Brutzeit betreten, da die Sorge für ihre Junge sie bestimme, sich nicht von ihrem Neste zu entfernen. Aber eine Menge Beobachtungen beweisen, daß die Bezauberung auch da Statt findet, wo diese Voraussetzung nicht anwendbar ist.

Aber gerade so, wie diese Thiere sich gegen die Schlange verhalten, verhält sie sich gegen das Schwein. Dieses, ihr Todfeind, sucht sie in

den Wäldern und Sümpfen auf, und verfolgt ihre Spur, durch den Geruch geleitet, den sie hinterläßt. Sie setzt sich, wenn sie von ihrem Verfolger eingeholt wird, gar nicht zu Wehre, und wird von ihm ohne Gefahr aufgefressen. Man kann sich in der Heimath der Klapperschlangen nicht besser gegen sie sichern, als wenn man ein Schwein als Begleiter mit sich führt.

Nichts gleicht der Wuth dieses Thieres, wenn es gereizt wird. „Sie rollt sich in diesem Falle, — sagt William Bartram, der genaue Beobachtungen über die Natur desselben angestellt hat, — augenblicklich in eine Spirale zusammen. Ihr Schwanz gleicht dann bey der schnellen Bewegung einem Dampfe, und macht einen schnellen zitternden Schall. Ihr ganzer Leib schwillt von Wuth auf, und steigt und fällt beständig, wie ein Blasebalg. Ihre schöne, bunte Haut wird, so wie sie sich erweitert, gefleckt und rauh; der Kopf und Hals werden breit; die Backen schwellen; die Lippen ziehen sich zusammen, und zeigen die tödlichen Zähne; die Augen sind so roth, wie brennende Kohlen; die sich schwingende, gespaltene Zunge erhält eine starke Feuerfarbe, und drohet unaufhörlich Tod und Verderben, doch ohne eher zu verwunden, als bis sie ihres Zieles gewiß ist.“ Ja sie treibt ihre Wuth so weit, daß sie, wenn sie solche nicht an einem andern Thiere auslassen kann, sich selbst in den Leib beißt, und dadurch tödtet.

Einen Menschen wird die Klapperschlange nie anfallen, wenn sie nicht von ihm gereizt wird. Man kann sicher bey ihr über gehen; man kann sie sogar lange betrachten, und sie bleibt ganz ruhig in ihrer Lage; oder geht langsam ihres Weges fort, und wiederholt in kleinen Zwischenräumen das Geräusche ihres Schwanzes. Das letztere scheint ihr auch die Natur zu einem Warnungszeichen gegeben zu haben, damit man ihr entweder entfliehe, oder sie nicht durch einen absichtlosen Reiz erzürne. Wer aber das Unglück hat, von ihr gebissen zu werden, muß es gewöhnlich mit dem Leben bezahlen. In ihrer oberen Kinnlade sitzen zwey giftige Spitzzähne, die, wenn sie in das Fleisch eindringen, ungefähr dieselbe Empfindung hervorbringen, wie der Stich eines Dorn's. Aber sogleich fängt der

Körper des Verwundeten an zu schwellen, es entsetzliche schwarze Flecken auf der Haut, die Zunge dehnt sich aus, daß sie den Unglücklichen beynahe erstickt, ein unbeschreiblicher Durst vermehrt seine Qual, und manchmal, besonders an schwülen Sommertagen, erfolgt der Tod schon in 5 Minuten. Man bedient sich, wenn es die Zeit erlaubt, zur Rettung des Gebissenen der Senega-Wurzel oder der Osterluzey, die gekaut und auf die Wunde gelegt wird, man scarificirt diese und reibt sie mit Salz, gibt dem Patienten laue Milch und andere fette Dinge zu trinken, und rettet ihn durch diese Hülfsmittel, wenn sie schleunig genug angewendet werden können, vom Tode. Aber sein ganzes übriges Leben hindurch behält er am Körper schwarze Flecken, und zu gewissen Zeiten kommen die heftigsten Schmerzen wieder. Der Biß der Schauer-  
schlange ist der gefährlichste und giftigste; der Biß des Schleuderschwanzes in Carolina ist nicht immer tödtlich.

Die Klapperschlange unterscheidet sich von den meisten Schlangenarten, die größtentheils an einander gekettete Eyer legen, dadurch, daß sie ihre Zungen lebendig zur Welt bringt. Sie ist zwar sehr fruchtbar; aber ihre Zahl wird immer in dem Verhältnisse, in welchem die Bevölkerung und die Landes-Cultur in ihren Wohnungen zunimmt, vermindert.

So wie manche noch schrecklichere und blutigerere Thiere, sogar das Krokodil und die ungeheuerere Riesenschlange, Fiere gemacht und an die Menschen gewöhnt werden können, ohne daß sie ihnen Schaden, so gelingt auch das Nähnliche mit der Klapperschlange. Die Wilden in Canaba erhalten sie bey sich in ihren Hütten, als zahme Thiere, zu ihrem Vergnügen. Ja sie schenken ihnen manchmal bey dem Eintritte des Winters die Freyheit, da sich denn dieselben mit dem kommenden Frühling, nachdem sie die harte Jahreszeit hindurch in Felsenklüften gestarrt haben, treulich wieder bey ihren Herrn einfinden.

Man verkennt also den Charakter dieses Geschöpfes, wenn man es für grausam und menschenfeindlich hält; denn es bedient sich seiner Waffen nie gegen den Menschen, als um sich

zu vertheidigen, und lebt friedlich in seiner Gesellschaft. Aber freylich unterliegt es auch sogleich der menschlichen Stärke. Denn ein einziger Stockstreich, der ihm über den Kopf, oder quer über den Rücken gegeben wird, macht es wehrlos und streckt es todt nieder.

Es ist aber auch nicht unnützlich für die Menschen, mit denen ihm von Schöpfer einerley Wohnplatz angewiesen ist. Die Klapperschlange tödtet eine Menge solcher Thiere aus, die dem Garten- und Getreidbau schädlich sind, und vermindert besonders die Zahl der Sichhörner, die, wenn ihnen dieser Feind nicht auflauerte, die Maispflanzungen, wovon in jenen Gegenden so viele Menschen leben, bald gänzlich verheeren würden. Ihre Haut gebraucht man zu Kleidungsstücken, und der Klapper bedient sich die amerikanischen Schönen zum Puge. Ueberdies wird ihr Fleisch als eine Delicatesse gegessen, wobey man aber immer versichert seyn muß, daß sie sich nicht selbst verwundet habe. Denn in diesem Falle würde dieser Leckerbissen die Wirkung des stärksten Giftes thun.

### Der Diamant.

Der kostbarste Körper in der Natur ist der Diamant. Seine Härte ist so groß, daß ihn keine Feile angreift, und daß er alle andere Edelsteine ritzt, weswegen er auch nur mit seinem eigenen Pulver, dem Demant-Boord, geschliffen werden kann. Meistens ist er farblos, von einem eignen, dem metallischen sich nähernden Glanze, und dennoch wasserhell, wie ein Thautropfen.

Man findet diesen edeln Stein in Ostindien und Brasilien. Von den ostindischen Diamanten kommen aber wenige nach Europa, die meisten erhalten wir aus Brasilien. Die portugiesische Regierung, welche sich die Gewinnung und den Handel mit brasilianischen Steinen als Regal zugeeignet hat, brachte ehemals jährlich allein gegen 60,000 Karat derselben in den europäischen Handel, außerdem gelangte aber eine nicht unbeträchtliche Menge durch den Schleichhandel zu uns. In Brasilien werden sie gewöhnlich durch Waschwerke gewonnen. Man verändert das Flußbette, und wäscht die im Flußsande zerstreuten Diaman-

ten, durch Abschwemmen des Sandes, aus. Dieser Sand ist eisenschüssig, und theils locker, theils mit Gesteinen zusammen gebunden, so, daß er Conglomerate bildet. Diese werden mit großen Häm mern zermalmt, und in Gefäßen gewaschen, wo bey die Diamanten, wegen ihrer beträchtlichen Schwere auf den Boden zurück bleiben, die sandigten Theile aber durch das Wasser weggeführt werden.

In Ostindien werden diese Steine nicht selten roh oder ungeschliffen als Schmuck gebrucht. Schleift man sie auch, so geschieht dieses meistens auf eine sehr unvollkommene Art. So läßt man ihnen z. B. häufig ihre octaedrische Gestalt, und schleift nur die acht Seitenflächen zu egalern Triangeln, was man in Europa „Spigsteine“ nennt; — oder, wenn man ihnen Facetten gibt, (b. h. sie rautenweise schleift,) so sind dieselben gewöhnlich nicht gleich, und nicht gehörig geordnet. Ueberhaupt läßt der Indier seinen Diamanten zum Nachtheil ihrer Schönheit, zuviel Masse. Dergleichen unvollkommen geschliffene Steine werden in Europa mit dem portugiesischen Namen „Labora“ belegt.

Zu einer desto größern Vollkommenheit haben dagegen die Europäer, besonders die Portugiesen, Holländer und Engländer, das Schleifen gebracht, so daß die in Europa geschliffenen Steine die ostindischen an Richtigkeit und Schönheit der Formen, und dem darauf beruhenden Glanz und Farbenspiel weit übertreffen.

Die Brauchbarkeit und der Werth der rohen Diamanten hängt zuerst von ihrer Gestalt ab. Sie müssen die erforderliche Höhe und Breite haben. Zu platte oder zu dünne können entweder gar nicht regelmässig, oder nur mit vielem Verlust an Masse geschliffen werden. Dann müssen sie fehlerlos seyn, sie dürfen nämlich keine Wolken oder Flecken von weißer oder grauer Farbe in wolkiger Gestalt, keinen Sand, und keine matte, glatte Stellen, die der Politur widerstehen, haben. Ueberdies dürfen sich in ihnen keine Risse finden, weil diese nicht nur einen falschen und matten Schein verursachen, wenn der Stein geschliffen ist, sondern auch der Haltbarkeit desselben Schaden können, und zwar um so mehr, je größer sie sind. Endlich sind auch die krummblättrigen Diamanten weniger geschätzt, weil sie

nicht so gut schneiden und bearbeiten lassen. Neben diesen Vorzügen bestimmen den Werth des rohen Steines noch weiter die Farbe, die Durchsichtigkeit oder das Wasser, und die Größe oder das Gewicht.

Die verschiedenen Formen, welche der Europäische Diamantschleifer seinen Steinen gibt, heißen der Brillant, die Rose, der Tafelstein und der Dickstein. Den Brillant kann man sich als zwey abgekürzte, an ihrer Grundfläche vereinigte Kegel, oder vierseitige Pyramiden vorstellen. Der obere Kegel, welcher nach der Fassung des Steines sichtbar ist, heißt die Krone (Cavillon) der untere, der in dem Einfassungskasten steckt, wird der Untertheil (Culasse) genannt. Letzterer ist gewöhnlich höher, als der erstere. Die obere achtseitige Fläche der Krone heißt Tafel, die des Untertheils Casette, welche letztere nur das Fünftheil der Breite von jener hat. Die Krone sowohl als das Untertheil haben auf ihrer Seitenfläche gewöhnlich drey übereinander befindliche Reihen von drey- und viereckigten Rauten, wenigstens 16 an der Zahl. Es gibt auch halbe Brillanten. Diesen fehlt das Untertheil, und sie haben daher eine platte Grundfläche.

Die Rose (Rosette, Rautenstein) erhält ebenfalls eine platte Grundfläche, und oben drey Reihen dreyseitiger Rauten, deren gewöhnlich zusammen 24 an der Zahl sind. Außerdem unterscheidet die Rose sich noch darin von dem Brillanten, daß sie oben keine Tafel hat, indem die obern 6 Rauten in eine Spitze zusammen laufen. An einer wohlgeschliffenen Rose muß die Höhe die Hälfte des Durchmessers der Grundfläche haben, und der Durchmesser der Spitze muß sich zum Durchmesser der Fläche wie 5 zu 2 verhalten. Der Figur nach sind die Brillanten und Rosetten viereckigt, rund, länglich, Cy- und Birnförmig. — Der Tafelstein gleicht einer Tafel, und ist gewöhnlich viereckigt; die obere Fläche erhält durch Abschleifung der vier Kanten vier Rauten. — Der Dickstein gleicht zwey abgekürzten, an der Grundfläche vereinigten vierseitigen Pyramiden. Die obere, oder die Krone, ist beträchtlich niedriger, und hat daher eine breitere Tafel, als das Untertheil.

Der Werth der geschliffenen Diamanten hängt ebenfalls von verschiedenen Eigenschaften derselben ab. Die Farbenlosen, oder weißen, werden am meisten geschätzt; auch die gelben und grünen, wenn sie rein sind, stehen in Achtung. Sonst hielt man gleichfalls viel auf die rothen und blauen. Ein geringerer Werth wird den schwarzen, lichen, braunlichen, stahlfarbenen und grauen beigelegt. In Rücksicht auf Klarheit und Durchsichtigkeit werden die Steine vom ersten, zweyten und dritten Wasser unterschieden. Die vom ersten Wasser sind die schönsten.

Ein Mangel an Reinheit der Fehlerlosigkeit kann durch das Schleifen nicht verbessert werden, sondern bleibt nach wie vor. Zur Entdeckung der Fehler, die freylich oft genug versteckt werden, hat man mehrere Mittel. Fehlerhafte Flecken werden entdeckt, wenn man den Stein behaucht. Risse sieht man am leichtesten, wenn man einen gefassten Stein so vor das Auge hält, daß die Lichtstrahlen zwischen dem Kasten und dem Obertheile des Steines durchfallen. Das sicherste Mittel zur Entdeckung der Risse ist zugleich das gefährlichste. Man wirft den Diamant glühend in kaltes Wasser. Hat er Risse, so zerspringt er in mehrere Stücke.

Auf die Schleifung, oder die Form, in welche der Stein geschnitten worden ist, kommt es bey Schätzung seines Werthes ebenfalls viel an. Ganze Brillanten werden am höchsten geschätzt; ihnen folgen die halben Brillanten und die Rosetten; weit hinter ihnen stehen die Tafelsteine. Unvollkommen geschliffene Steine haben einen geringern Werth, und zwar ohngefähr in dem Verhältniß des Gewichtsverlustes und der Schleifungskosten, die bey einer zweyten Bearbeitung Statt finden würden. Dünne und halbe Brillanten und Rosetten gelten daher weit weniger, als regelmäßige Steine, sind aber doch wegen ihrer Wohlfeilheit beliebt.

Endlich kommt noch die Größe, oder das Gewicht mit in Anschlag. Das Gewicht, dessen man sich bey dem Diamanthandel bedient, sind Karate und Grane. Ein Karat hält 4 Grane, und 72 Karate machen 1 Loth kölnisch oder Silbergewicht. Der Werth der Diamanten wächst zwar mit ihrem Gewichte, aber weit beträchtlicher als

im Gradverhältnisse. Nach den Behauptungen einiger soll sich nämlich der Werth der Diamanten, bey übrigens gleicher Schönheit, wie das Quadrat ihres an Karaten oder Granen ausgedrückten Gewichts verhalten. Da aber bey Bestimmung des Preises nicht das Gewicht allein, sondern auch die andern so eben angegebenen Eigenschaften in Betracht kommen, so wird gewöhnlich so verfahren, daß man zuerst nach der Beschaffenheit der Farbe, der Klarheit, der Fehlerlosigkeit, und der Schleifung den Werth eines Grans oder Karats schätzt, und diese geschätzte Summe hierauf mit dem zum Quadrat erhobenen in Granen oder Karaten ausgedrückten Gewichte multiplicirt, das herauskommende Product drückt den Werth des Steines aus. Es sey z. B. der Karat eines 2 Karat wiegenden fehlerfreyen Diamants auf 40 Rthlr. geschätzt, so wird diese Summe mit 4 als dem Quadrat von 2 multiplicirt. Der Werth des zweykaratigen Diamants ist folglich 160 Rthlr. Bey gefassten Diamanten muß man ihr Gewicht, aus der Größe, nach dem Augenschein berechnen.

Da die rohen Steine, wenn sie regelmäßig geschliffen werden, im Durchschnitte die Hälfte ihres Gewichts verlieren, so darf bey Bestimmung ihres Werthes nur die Hälfte ihres Gewichts in Anschlag gebracht werden. Man berechnet hiernach mit Rücksicht auf ihre Gestalt, Farbe, Klarheit und Fehlerlosigkeit den Preis auf dieselbe Art, wie bey geschnittenen Steinen, wobey jedoch noch die Schleifungskosten abgezogen werden müssen. Der Preis des Schleifens für einen Stein von 1 Karat beläuft sich auf ohngefähr 11 Gulden.

Diamanten von außerordentlicher Größe, Schönheit und Werth nennt man *Paragons* oder *Nompareils*. Darunter sind die merkwürdigsten der des großen Moguls von 279 Karat; der Florentinische von 139  $\frac{1}{2}$  Karat; der Französische, *Regent* genannt, von 136  $\frac{3}{4}$  Karate; der des Königs von Portugal, von 215 Karat; der auf dem Thronessel des Schach *Nadir*, den die russische Kaiserinn Katharina II. erkaufte. Er wiegt 779 Karat, und hat die Größe eines Laubeneyers, nur ist er unvollkommen geschliffen.

## Die Wasserhose.

So ein merkwürdiges und dem Anschein nach unerklärbares Phänomen die Wasserhose ist, so wenig bestimmt sind die Beschreibungen, welche uns die meisten Beobachter davon liefern. Man sieht, daß es ihnen an den zur genauen Beobachtung nöthigen Vorkenntnissen fehlte, und daß sie das Sonderbare der Erscheinung unter keinen Begriff zu fassen wußten. Die bestimmte Beschreibung liefert der Weltumsegler Forster. Hören wir ihn selbst!

„Am 17. März 1773 zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags befanden wir uns in Cook's Meerenge, zwischen den beyden Inseln vor Neu-Seeland, dem Cap Stephens gerade gegenüber. Der Wind legte sich allmählich, und an dessen Stelle trat eine beynahe gänzliche Stille. Den Tag zuvor hatte es sehr geregnet, und die Nacht hindurch der Wind heftig getobt. Am Morgen war bey frischen Winde heiteres gelindes Wetter, und das Thermometer stand auf  $56\frac{1}{2}$  Grad. Um  $\frac{1}{2}$  nach 4 Uhr erblickten wir einige dicke Wolken in Südwesten, und auf dem südlichsten Theile des Vorgebirges Stephens schien es zu regnen. Unmittelbar darauf entstand auf der Oberfläche des Meeres ein weißlicher Fleck, aus welchem eine Säule emporstieg, die sich mit einer andern, welche gleich hernach aus den Wolken herab kam, vereinigte. Drey andere Säulen dieser Art, davon die nächste ungefähr 3 englische Meilen vom Schiffe entfernt seyn mochte, entstanden bald nachher. Zu unterst an der Oberfläche der See hatte jene nächste Säule ihre größte Breite, welche uns in der Entfernung 70 bis 80 Klafter zu betragen schien. In dem Kreise, wovon dieß der Durchmesser war, bemerkten wir das Meer in heftiger Bewegung, und es stiegen Dünste, wie ein Staubregen in die Höhe, welche, von der Sonne beschienen, glänzend und goldfarbig gegen die schwarzen Wolken abstachen, sonst aber weiß ausfahen. So wie sich die Säulen uns näherten, indem sie in der Meerenge abwärts zogen, konnten wir sie deutlicher beobachten. Oben nach den Wolken hin war ihr Durchmesser ebenfalls größer, als in der Mitte, wo er kaum 2 bis 3

Fuß betrug. Das Wasser ward in einer Schneckenlinie hinauf getrieben, und oft schien es bloß einen hohen Cylinder zu bilden, und innerhalb der Säule einen leeren Raum zu lassen; denn die Farbe war in der Mitte und an den Rändern verschieden, und die ganze Säule stellte sich dem Auge wie eine leere Glasröhre dar. Die Wolken rückten nicht immer mit der nämlichen Geschwindigkeit fort, als der untere Theil der Säulen auf dem Meere, wodurch diese eine schiefe Lage erhielten, und bisweilen gar gekrümmt wurden. Auch hatten sie unter sich weder einerley Schnelligkeit, noch die nämliche Richtung; denn sie gingen einander vorbey, so daß wir sie, wegen ihrer Schiefe, zuweilen kreuzweise sehen sahen. Je mehr sie sich uns näherten, desto größere Bewegungen spürten wir im Meere, welches in kleinen, kurzen Wellen brach. Es wehte auch ein leichtes Lüftchen, jedoch von so unbeständiger Art, daß es in einer Viertelstunde fast aus allen Ecken blies. Die erste oder südlichste Säule dauerte am längsten; die nördlichste war uns am nächsten, und schien in ihrer südlichen Bewegung sich uns noch mehr nähern zu wollen. Allein jener eben angeführte Unterschied zwischen dem schnellen Zuge des obern und untern Theils der Säule verursachte endlich ihre gänzliche Vernichtung, weil sie durch die zu große Ausdehnung zuletzt zerreißen mußte.“

„Wir waren noch mit der Beobachtung dieses Schauspiels beschäftigt, als plötzlich in der Entfernung von etwa 500 Klaftern zur Rechten des Schiffs ein Raum von 50 — 60 Klaftern im Durchmesser auf der Oberfläche des Meers in heftige Bewegung gerieth. Kurz gebrochene Wellen stürzten sich schnell nach dem Mittelpuncte dieses Raumes hin, wurden daselbst in einem feinem Dunst zersiebt, und wirbelten in Schneckenlinien gegen die Wolke hinan. Der Nähe dieses Dunstes war es unstreitig zuzuschreiben, daß wir die Säule, welche in dieser Wasserhose entstand, nicht zu sehen bekamen. Wir hörten dabey ein Getöse, wie das Rauschen der Wasserfälle in tiefen Thälern. Der bewegte Raum auf dem Meere kam uns igt immer näher, und stand endlich gerade dem Schiffe gegen über, in einer Entfernung von nicht mehr als 200 Klaftern. Zu gleicher

Zeit fielen etliche Hagelkörner auf das Verdeck, und wir bemerkten hinter der nahen Wasserhose noch eine Zworte. Es entstand nämlich, wie zuvor, ein Nebel von weißem Dunste, der sich schlängelnd aufwärts wirbelte, und eine nach oben hin abgemach schmälernde Gestalt annahm. Eine lange schlanke Wolke, die nach unten zu am dünnsten war, schien zur aufsteigenden Säule herab, und ihr entgegen zu kommen. Sie vereinigten sich bald, und bildeten einen langen aufrecht stehenden Cylinder, dessen Bewegung nach Südosten ihm in kurzer Zeit eine krumm gebogene Gestalt gab. Endlich brach er wieder, und in dem Augenblicke der Trennung sahe man in der Nähe, ohne daß ein Donnerschlag gehört ward. Die nähere Wasserhose war nur kurz vorher verschwunden. Jetzt war es genau 5 Uhr, und das Thermometer zeigte 45 Grade. Während dieses Phänomens regnete es mehrere mahl. So weiß Forster.

Die Wasserhosen drohen den Schiffen auf dem Meere die größten Gefahren. Wenn sie auf ein Fahrzeug treffen, so verwickeln sie sich dergestalt in den Segeln, daß sie es zuweilen emporheben, und in den Grund stürzen lassen. Besonders kann dieser Unfall kleinern Schiffen widerfahren. Sollten die Wasserhosen auch nicht vermindert fern, ein Schiff in die Höhe zu ziehen, so zerreißn sie doch wenigstens die Segel, oder überschütten es mit ihren ganzen Vorrathe von Wasser, wodurch es leicht zu Grunde geht. Unstreitig sind auf diese Art manche Schiffe verunglückt, von welchen man nie wieder etwas erfahren hat.

Der Entstehungsgrund dieser Erscheinung ist ohne Zweifel Electricität. Dieß erhellt aus verschiedenen Umständen. Man bemerkt nämlich bey den Wasserhosen durchgängig schwarze, und bald mehr, bald weniger rothe Wolken, von der nämlichen Beschaffenheit, wie sie sich während eines Gewitters zeigen. Bisweilen hat man weiße und gelbe Flammen, mit ungemeiner Geschwindigkeit in ihnen umher fahren sehen. Gemeinlich entstehen sie in den Monathen, in welchen sich Gewitter einzustellen pflegen, wie denn auch Regen, Hagel und Blitze ihre gewöhnlichen Begleiter sind. Noch augenscheinlicher erhellt aber

ihre elektrische Eigenschaft aus dem Umstande, daß Körper von ihnen angezogen und wieder fortgestossen werden. So beobachtete man bey einer Wasserhose, welche sich 1770 in Frankreich zeigte, daß sie verschiedene Körper, die sie auf ihrem Wege antraf, heftig anzog, dann von sich stieß und um sich her zerstreute, so wie, daß sie Bäume zerbrach, aus der Erde ries und mit sich fort führte. Ueberdieß kann man die Wasserhosen durch Electricität im Kleinen künstlich nachahmen. Man lasse zu diesem Ende eine isolirte und mit dem Conductor einer in Bewegung gesetzten Elektricitätsmaschine in Verbindung gebrachte Person mit der Hand einen kleinen, abgerundeten metallenen Cylinder halten, dessen unteres Ende mit einem großen Wassertropfen versehen ist. Hieran bringe man an eben dieses Ende, jedoch in einer gewissen Entfernung von demselben, ein Gefäß, in welchem sich Wasser befindet. Man wird alsdann bey dem Ausbruche des elektrischen Funken den Wassertropfen sich verlängern, und eine conische oder cylindrische Figur annehmen, und wenn das Gefäß nicht zu weit vom Ende des metallenen Cylinders absteht, das darinn befindliche Wasser wirklich berühren sehen. Bringt man bey besagtem Verfahren, an das Ende des Cylinders keinen Wassertropfen, sondern statt dessen ein Gefäß mit Wasser, so sieht man in dem letztern einen kleinen Wasserberg gegen den Cylinder sich erheben. Dem Naturforscher Belet war es sogar zuweilen gelungen, auch den in einer Wasserhose statt findenden Wirbel darzustellen. Er elektrisirte zwey isolirte mit Staniol überzogene Bretter, die 4 — 5 Zoll weit von einander gestellt waren, beyde auf die entgegen gesetzte Weise, und streute leichte Körper auf das untere, die dann empor wirbelten. Das Gelingen dieses Versuches der öfters fehlgeschlug, hing aber von einem ihm unbekanntem Umstande ab.

In heißen Sandgegenden hat man dieselben Erscheinungen auf dem Lande bemerkt, welche die Wasserhosen auf der See darstellen. Sie wirbelten dann statt des Wassers Sand empor.

### III. Sitten- und Tugendlehre.

Wie man sich über den Geist seiner Zeit erhebe? — Ein Fragment \*).

— Der schönere und lichtere Tag, den wir nach einer angstvollen und traurigen Finsterniß hoffen zu dürfen glauben, kommt nicht von außen zu uns; er muß in den Herzen der Menschen anbrechen; und dann, von diesen sich verbreitend, durch seine ruhige Klarheit die Außenwelt erleuchten. Auch erscheint er nicht von selbst nach irgend einem physischen Mechanismus, wie die Phänomene in der sichtbaren Natur; sondern er muß durch die Gesinnung, den Muth und die Anstrengung der Menschen herbey geführt, und gegen die ihn immer bedrohenden neuen Finsternisse geschützt und vertheidigt werden. Denn das ist ein festes und ewiges Gesetz, wornach die Gottheit den Lebensgang aller durch Vernunft freyen Geschöpfe geordnet hat, daß sie durch eigene Kraft und Selbstständigkeit bey dem Ziele ihrer Bestimmung anlangen, ohne daß eine äußere Gewalt vermöchte, sie zu derselben hin zu zwingen, oder an deren Erreichung zu hindern. Es ist lediglich in unsrer Macht, daß wir weise, gut und selig werden; und werden wir es nicht, so ist immer und nothwendig unser Elend von uns selbst verschuldet.

Es beweist deshalb nichts mehr unsre Beschränkung und unsre Abirrung von dem uns vorgestreckten Ziele, als das Klagen und Jammern über die harte und unglückliche Zeit, und das gewöhnlich damit verbundene zaghafte Verzweifeln an unsrer Rettung. Denn wir geben dadurch zu erkennen, daß wir unsres Lebens Zweck in unsrer sinnlichen Natursehen, und diese Ansicht vorausgesetzt, kann Muth und Zuversicht unmöglich in uns gedeihen; weil das, was wir suchen, und was uns beglückt, vom Zufall immer weit abhängiger ist, als von unsrer Kunst und Thätigkeit. Der Mensch soll es nie vergessen, daß es zwar nicht auf ihn ankomme, glücklich zu seyn, aber daß ihm Kraft gegeben sey, jedes Unglück zu ertragen und

auf jedem dornichten Pfade sein Heil zu finden. Das Bewußtseyn dieser Kraft müsse kein äußerer Druck, kein erlittenes Unrecht und keine Täuschung des Schicksals in ihm trüben. Nie verlasse ihn der Stolz, daß er über alles Zeitliche erhaben, und daß alles Vergängliche seinem Willen unterthan sey. In Wort und That spreche er sich aus, als selbstständiger Mann, dessen Sinn kein Anstoß der Gewalt und keine List der Verführung zu erschüttern vermöge. Glaube an seine eigene Kraft, Selbstgefühl und Energie setzen ihn in den Stand, daß er alles ausrichtet, was er sich zutraut. Das Heer von Uebeln, das die Nengstlichkeit schafft, ist nicht für ihn vorhanden; und das wirkliche Uebel muß überall in dem Verhältnisse schwächer wirken, in dem die Kraft stärker ist, an der es sich versucht. Aber wenn man sich nichts mehr zutraut, wenn man, verzichtend auf sich selbst, sich dem Schicksal feige unterwirft, oder auch, wenn mit dem Gange des letztern der wankende Muth steigt und fällt, — dann ist mit unsrer innern Würde auch alle Hoffnung dahin, und wir gleichen den Bäumen am Wege, die bald die Hand des Muthwillens, die Hand des Sturms abbricht. Es ist ein Wort voll Sinn und Ernst, was unser unvergeßliche Johannes Müller ausgesprochen hat: „Güter: Verlust läßt sich ersetzen; über andern tröset die Zeit; nur ein Uebel ist unheilbar, wenn der Mensch sich selbst aufgibt.“

Dieses Glaubens an uns selbst bedürfen wir aber nicht bloß, um mit Erfolge gegen die physischen Uebel der Zeit anzukämpfen, und uns dieselben erträglich zu machen; er ist die Bedingung eines noch höhern Zwecks, ohne ihn ist es nämlich unmöglich, daß wir uns von unserm moralischen Verderben losreißen. Wir begreifen alle, daß hier die Befreyung noch schwieriger sey, als aus jeder andern Knechtschaft, nicht nur, weil es sich um die gänzliche Umbildung unsres innern Menschen handelt, sondern auch, weil bey der Allgemeinheit des Verderbens die Ermunterungen zur Flucht so selten, und die Vortheile derselben so

\*) Aus einer noch ungedruckten, und erst in einer bessern Zeit erscheinenden Schrift, betitelt: Die Zeichen der Zeit, betrachtet aus dem Standpunkte des höhern Lebens.

unsicher sind. Aber daraus folgt gerade, was wir meinen, daß die Rettung unmöglich sey, wenn sie nicht mit unserm eigenen freyen Entschlusse beginnt, und daß dem Menschen, um sie zu bewirken, nichts übrig bleibe, als er selbst. Es ist dem Muthlosen nimmer mehr zu helfen, der, nachdem er zum Bewußtseyn seiner Verirrung gekommen ist, an der Möglichkeit verzweifelt, daß der Weg wieder rückwärts zu machen sey, und im Gefühle seiner weiten Entfernung von dem sitzlichen Ideale, das die Vernunft ihm vorhält, nicht mehr glaubt, daß dasselbe für ihn erreichbar sey. Er wird im Strome des Verderbens, unaufhörlich von der bald leisern, bald lautern Mißbilligung seiner selbst gefoltert, fortzuschwimmen und endlich in demselben untergehen. Es ist seine Zaghaftigkeit, die ihn hindert, das zu ergreifen, was zu seinem Frieden dient. Man sage nicht, daß nur derjenige Glauben an sich selbst haben könne, der starke und thätige Kraft in sich fühle. Die Kraft der moralischen Wiederherstellung erstirbt nie in dem Menschen; denn sie ist unzertrennlich von seiner Natur. Zwar wird sie in dem Maasse gelähmt, in dem die Herrschaft der Thierheit den Willen unterjocht. Aber jede leise Anregung des Gewissens, jedes mißbehagliche Gefühl unsers Innern verkündigt ihr, obwohl gehemmes, Leben, und so bald der Entschlusse der Besserung mit Ernst genommen wird, bekrundet sie mit wachsender Wirksamkeit ihr Daseyn. Es hängt alles an diesem Entschlusse, und an der Zuversicht, daß wir vermögen ihm treu zu bleiben; und je größer unser Selbstvertrauen, je froher die darauf gebaute Hoffnung des Gelingens ist, desto fester werden unsre Vorsätze in uns bestehen. Es ist noch nie durch Menschen etwas großes und schweres ausgeführt worden, ohne Selbstgefühl und Muth. Wie sollte ohne sie das Größte und Schwerste zu Stande kommen, der Uebergang von der moralischen Sklaverey zur Freyheit?

Durch diesen Uebergang bewerkstelligen wir, was nun unser aller Streben, Trachten und Bemühen seyn muß, wir erheben uns über den Geist unsrer Zeit, das heißt, wir stellen uns nicht der Welt gleich, in der wir leben, sondern, die Stimme unsrer höhern Natur besol-

gend, und unabhängig von den Einflüssen, die unsre Umgebungen auf uns haben könnten, gibe es für unser Denken und Handeln keine Atriebe, kein Gesetz und keine Zwecke, als die welche uns durch die Offenbarung des göttlichen Willens kund geworden sind. Aus der früher gegebenen Charakteristik unseres Zeitgeistes ist es uns klar, daß er nicht von Gott ausgegangen sey, und daß von ihm nichts ausgehe, als Unheil und Zerstörung, indem er hier den Menschen vom dem Lebenswege abführt, der ihn als Vernunftwesen angewiesen ist, und dort ihn mit Elend und Plagen überhäuft, ohne ihm zur Duldung desselben auch nur noch einen Funken Kraft zu lassen. Wer sollte, wenn er einmahl diesen Geist erkannt hat, ihn noch lieben, — wer sollte, wenn ihm sein Trug enthüllt ist, nicht aus allen Vermögen streben, sich seiner Herrschaft zu entreißen? Und dieß muß mit Muth und Eifer jeder versuchen, dem es mit dem „Besser werden“ und mit dem „Besser seyn“ ernst ist. Dadurch allein wird die Selbstständigkeit des Menschen bewährt, daß nicht das Beispiel der andern, und überhaupt nicht die herrschende Sitte ihn unflät hin und her lenke, oder mit sich fort reise, sondern daß er sein eigener Gesetzgeber, und selbst der Regent seiner Kräfte sey; und da der Geist einer jeden Zeit nie das Bild der Vollkommenheit, das uns vorschwebt, realisiren wird, so muß der Mensch immer streben, daß er jenem Geiste vorzelle, und ihn übertreffe, und, was gleich viel ist, daß er in seinem Theile zur Veredlung desselben mitwirke. Nur dadurch erhebt er sich über die Menge, ertheilt seinem Werthe das Gepräge des Ausgezeichneten und Hervorragenden, und tritt in den schönen und würdigen Kreis derjenigen ein, welche „das Salz der Erde“ sind.

So weit können und sollen auch wir uns erschwingen, und unser Beruf dazu ist um so dringender, je größer und dunkler die Schattenseiten sind, die uns in dem Charakter unserer Zeitgenossen auffallen. Tiefes Verderben fordert die schleunigste Rettung. Zum Glück fehlt es uns dazu an Hülfe nicht. Der böse Geist, wenn er das menschliche Geschlecht ergriffen hat, arbeitet, nach einem Befehle seiner Natur, selbst an seiner

Vernichtung, und er nähert sich dem Erschlaffen seiner Kräfte in dem Verhältnisse, in dem er seine Bestrebungen ausbreitet. Süß und schmeichelnd schleicht er sich ein, mit den scharfsinnigsten Sophismen begründet er seine Täuschungen; mit dem glücklichsten Erfolge stummt er die Organe ab, mittelst deren sein wahres Wesen kennbar werden könnte; mit der Miene des edelsten Wohlthäters theilt er seine Gifte aus. Aber diese fangen an zu wirken; Mißbehagen, Unruhe, Glend und Verzweiflung drücken die Betrogenen nieder, und es gehen ihnen die Augen über das Verderben auf, das man ihnen unter der Farbe der Wahrheit, der Hoffnung und des Genusses gegeben hatte. Da lehrt die Besonnenheit wieder zurück. Die Ansehung lehrt den Menschen auf das Wort merken. Er sieht ein, daß er so immer tiefer in den Abgrund sinke, und daß er jetzt schon einer Erlösung bedürfe. Das Gefühl seines Glendes führt ihn nicht nur zur Kenntniß des Ursprungs desselben; es erweckt, ermuntert und dringt ihn zugleich, daß er alles versuche, sich zu retten, und wenn er den Versuch begonnen hat, hört es nicht auf, ihn zu warnen und anzutreiben, daß er immer von demselben ablasse. Die Gottheit gab den gänzlichen Ausbruch aller Uebel zu, die aus der Sünde entspringen, auf daß der Mensch mit Schrecken es inne werde, wie durch die letztere alles für ihn verloren gehe, was ihn ehren, beruhigen und erfreuen kann.

Wenn die Rückkehr uns gelingen soll, so muß vor allen Dingen in uns ein klares und lebendiges Bewußtseyn von der gänzlichen Falschheit und Unhaltbarkeit der Vorurtheile hergestellt werden, durch welche unser moralischer Verfall eine Art von theoretischer Begründung erhalten hat, indem wir nämlich voraussetzen, einmahl, „die Wissenschaft, als solche, sey etwas absolutes, und schliesse den Kreis menschlicher Bildung.“ — und dann „sinnlicher Genuß sey das Ziel unseres Lebens.“ So lange diese Vorderläge der Verführung und des Verderbens ihre Gültigkeit behaupten, bleibt der Mensch der leidigen Einseitigkeit hingegeben, die ihn nie werden läßt, was er werden soll, er entwendet sich immer der Tyranney seiner thierischen Natur; und er ver-

meidet es nur durch eine glückliche Inconsequenz, wenn er nicht in die Sümpfe großer Lasterhaftigkeit versinkt. Es bedarf keines langen und tiefen Nachdenkens, um zur deutlichen Erkenntniß der Verderblichkeit jener Irrthümer zu gelangen; schon die freye und klare Entwicklung ihres Sinnes deckt dem unbefangenen Auge alle ihre Blößen auf; und wer je von ihnen befangen war, wird Erfahrungen genug gemacht haben, welche Verdacht gegen ihre Zulässigkeit erregen könnten; wenigstens kann das von selbst auf höhere Zwecke leitende Gefühl nicht fehlen, daß die vollständigste Wissenschaft so wenig, als die ungehörteste und höchste Lust der Sinne zur Ruhe des Gemüths, zur Zufriedenheit mit uns selbst, und zu einer beruhigenden Ansicht der Welt führen könne. So bald jene Vorurtheile gefallen sind, dann geht dem Geiste das Heiligthum unserer Bestimmung auf. Noch sind wir zwar nicht in dasselbe eingetreten; aber wir weilen in seinem Vorhause, so bald es nur einmahl, nachdem die Truggestalten verschwunden sind, welche unsern Blick geräuscht haben, in seiner Wahrheit und Herrlichkeit uns kund geworden ist. Freylich erlangen wir die richtigere Einsicht und diese Ueberzeugung von einer alles gettenden Wahrheit nicht, bey dem flüchtigen, immer nach Mannigfaltigkeit und Zerstreuung strebenden und selten nur Augenblicke an dem Idealen haftenden Sinne, der den meisten unter uns eigenthümlich ist. Wir müssen es uns abgewinnen können, daß wir zum Ernst und zum gesponnten Nachdenken zurückkehren; Gegenstände, die uns bey dem ersten Anblicke keinen Gewinn darbieten, und Geistesbeschäftigungen, die uns die müthigende Resultate verheissen, müssen Interesse für uns erhalten; gesetzten und männlichen Charakters müssen wir uns abziehen können, vom Gemeinen und Bedingten, um bey dem was Edl und Selbstständig ist, zu verweilen.

Um den besagten Ernst in uns zu erwecken, sind die Erscheinungen unserer Zeit vorzüglich geeignet. Es herrscht in der Tagsgeschichte ein hoher heroisch-tragischer Charakter. Kaum bemerkbar treten in ihr Figuren und Partien hervor, welche durch Milde und Lieblichkeit uns ergötzen, oder durch schöne und reizende Harmonie ihrer Wirkungen sanften und gefühlvollen

Herzen wohl thun. Im Gegentheile erbebt alles von den gewaltigen Stößen kräftiger Naturen, und unter den Ruinen, welche über der Freyheit und Beschränktheit zusammen stürzen; überall er tönen die Thränen und das Klagegeschrey eines jämmerlich leidenden Geschlechts; die Menschheit gleicht der unbefleckten Welt, wenn sie durch Stürme, Ungewitter und Erdbeben auf die Bildung neuer Formen in ihrem Innern und auf ihrer Oberfläche strebt. Es erinnert und mahnet uns alles, daß wir bey solchen Erscheinungen, mit den Erklärungen nicht zu rechte kommen, die uns sonst bey dem gewöhnlichen Gange der Dinge nicht genügen, und daß der Verstand aufhören müsse, die Competenz anzuprechen, wo er überall sich vom U. begreiflichen umgeben sieht. Es ist uns noth, daß wir auf diese Zeichen achten, und es ist löblich, daß wir mit dem Versuche anfangen, sie uns verständlich zu machen. Aber wir müssen so viel Gewalt über uns haben, daß wir uns in diesem Versuche nicht selbst täuschen, und so viel Folgsamkeit gegen die Gesetze unserer geistigen Natur, daß wir, ihnen gehorchend, in das Uebernatürliche aufsteigen, wo in den Dunkelheiten des Sinnlichen uns alles Licht verschwindet. Wollen wir deshalb unsern Sinn nicht abziehen, von dem was um uns her geschieht, weil es uns mißfällt. Der Gang der Dinge soll für uns kein unterhaltendes Schauspiel, er soll für uns eine Schule seyn, in der ja die Lehre nicht immer lieblosend beygebracht werden kann. Wollen wir alles, was geschieht, prüfen und erforschen, wie es nothwendig sey, wie es zusammenhänge, wo seine Anfangs- und wo seine Endpunkte liegen. Wollen wir das Allgemeine und das Charakteristische, was in dieser ungeheuern Mannigfaltigkeit der Erscheinungen vorhanden ist, aufzufassen streben, und die Einheit zu entdecken suchen, die in diesen Mannigfaltigen seyn muß. Da wird es denn geschehen, daß wir die Einseitigkeit und Beschränktheit der gemeinen Ansicht kennen lernen, daß wir das Bedürfnis eines erhabenen Standpunktes fühlen, daß wir das, was das leibliche Auge nicht durchdringt, geistlich zu richten versuchen, und daß vor uns die Pforten des höhern Lebens aufgehen.

Auch das moralische Verderben unsrer Zeit-

genossen soll unsrer Beobachtung nicht ertheilt. Freylich kann es dem humanen und theilnehmenden Manne kein Vergnügen gewähren, im Gegentheile muß es sein Herz in seinen innersten Tiefen verwunden, wenn er bemerkt, wie seines Gleichen, die zu einer so edeln Bestimmung berufen sind, leichtsinnig und verblendet, in der Irre umher laufen, und jede Einladung auf den rechten Weg verschmähen, und wie sie, ihre Würde hinwegwerfend, in Gemeinheit und Schmach versinken. Aber wir machen ja unsre Beobachtungen nicht, um unterhalten zu werden, und um zu genießen; wir wollen Unterricht, Zurechtweisung, Warnung und Ermunterung zum Guten durch sie erhalten. Und das alles gibt der Anblick der Kinder dieser Welt denjenigen, in deren Herzen der Maasstab feste steht, womit das Thun und Treiben der Menschen soll gemessen werden. Wenn sie sehen, wie alles nur jagt und trachtet nach sinnlicher Lust, unbedümmert, ob auch der Friede des Geistes darüber verloren gehe, — wie jeder sinnt und handelt nur für sich und seinen Vortheil, — wie man nach Wissenschaft und Geschicklichkeit strebt, und die Weisheit verachtet, die doch des eifrigsten Strebens werth wäre, — wie man ringt und arbeitet, um sein Heil im Sichtbaren zu suchen, wo es nie einzufindet, — wie Muth, Festigkeit, Wahrheit, Tapferkeit verschwunden sind, um elender Feigheit, eigenüßiger Politik und schmähtlichen Selbstebensinn Platz zu machen, — wie Wucher und Genuß die Hiespunkte alles Thuns und Lassens geworden, wie die Menschen zum Handeln weder Geist, noch Kraft, zum Leiden keine Geduld und keine Stärke, und im Sterben keine Hoffnung haben, — — Dann muß uns doch eines solchen Geschlechts jammern, der Anblick der erbärmlichen Merkmale und Wirkungen seines Verfalls muß uns erschüttern, und wenn wir nur noch die letzten Ueberbleibsel von moralischer Kraft in uns fühlen, muß der Entschluß rege werden, sie zusammen zu raffen, damit wir, wenn wir es uns auch nicht zutrauen, etwas zur Steuer des allgemeinen Verderbens zu thun, wenigstens für unsre Person demselben entfliehen.

Hohe Vorbilder, die unsern Muth erregen, und durch die ihnen eigenthümliche Würde und

Erhabenheit unsere im Emporstreben über den herrschenden Charakter ermüdenden Kräfte stärken könnten, sind selten in dieser Zeit. Und doch bedürfen wir ihrer so sehr. Denn der Mensch glaubt gewöhnlich nicht, was er vermag, wenn ihn nicht Beispiele, die herrlichen Keime, die seine Natur einschließt, kennen lehren; und das selbige Gefühl, womit Religiosität und Tugend ihre Verehrer lohnen, wird ihm oft selbst so spät zu Theil, daß er in der Arbeit an seiner Besserung läßig werden müßte, wenn die Zeugnisse und die Thaten der „Vollkommenen“ es ihm nicht vorhielten. Deswegen ist es gut, daß wir zurückkehren in die Vorzeit, daß wir die Kräftigern und vollendetern Charaktere studieren, die uns in derselben begegnen, und daß wir uns zu sonnen und zu wärmen suchen, in dem Lichte, das von ihnen ausgeht. Solche ermunternde und stärkende Vorbilder aber finden wir nicht nur in dem hohen Alterthum des Orients, und in der Blüthenzeit der griechischen und römischen Cultur; wir finden sie noch reiner und unserm Ideale näher in den ersten Jahrhunderten des Christenthums, und in den Annalen unsrer Väter. So viele Helden treten hier auf, die uns durch ihr Exempel zeigen, was der Mensch im Handeln und Leiden vermag, und wie er verherrlicht werde, durch die Entwicklung dieses seines Vermögens, — wie er Macht habe, zu herrschen über die Umstände, und sich der Herabwürdigung derer zu ent schlagen, die das Spiel derselben sind, — wie er sich losmachen könne, von sinnlicher Lust und sinnlichem Schmerze, um groß und frey das Leben des Geistes zu leben, — wie er aus edeln Muthen sich selbst und seinem Vortheile entsage, und einzig bestimmt werde, durch Liebe und durch das Gefühl seiner Pflicht, — wie ihm gegeben sey, tapfer und freudig alles zu thun und zu dulden für Wahrheit und Recht, — wie er mit stolzer Zuversicht die Drohungen der Bösen verachte, und mit Gleichgültigkeit ihre Verheißungen und Lockungen abweise, — wie nichts vermöge ihn zu irren, auf dem lichten Pfade seines Glaubens und seiner Hoffnung, — und wie sein stets auf dem Himmlischen hastender Blick nie abgezogen werden könne durch sinnliche Reize, auf irdische Interessen. In dem

schönen Kreise solcher Trefflichen laffet uns wandeln, auf daß wir durch den Anblick ihrer Tugend gestärkt, und erbaut, und zu gleicher Gesinnung ermuntert werden, und daß in uns immer lebendiger die Zuversicht erscheine, es sey ein solch hohes Ziel der Bildung für den Menschen erreichbar, und es wohne in einem Herzen das Vermögen, unabhängig zu werden vom Aeußern, und dem Geiste die Macht zu verschaffen, über den Leib. Wenn denn auch gleich die Welt um uns her im Argen liegt, und lange Zeiträume jene großen Vorbilder von uns trennen, so wird dieß doch den Eindruck der letztern auf uns nicht schwächen. Je näher uns das Verderben ist, desto leichter muß uns die Bemerkung seiner wahren Gestalt und seiner Folgen seyn, die innere Vollkommenheit des Menschen erscheint aber gewöhnlich am herrlichsten, wenn wir sie aus einer Entfernung sehen, in der die Wirklichen oder eingebildeten Flecken verschwinden, welche uns gegen sie mißtraulich machen könnten.

Die Heroen in der Tugend, von denen wir reden, haben meistens ihre Größe unter Verfolgungen und Trübsalen entweder errungen und ausgebildet, oder doch am schönsten bewahrt. Dadurch geben sie uns eine Lehre, die gerade in der jegigen Zeit höchst wichtig und wohlthätig für uns ist, daß nämlich große Leiden, in dem Rathschlusse Gottes zwar immer die Absicht haben, die Anlagen des Menschen für seine höhere Bestimmung zu erregen und zu befruchten, daß aber diese Absicht nur erreicht werde, wenn der Mensch auf sie achtet, und durch seinen eigenen Willen sie befordert. Ja diese Lasten werden uns aufgebürdet, daß wir zur Erkenntniß unsrer Kräfte kommen; wir werden in dieß schmerzliche Gefühl von Mangel, Noth und Verlegenheit versetzt, damit wir, aus unsrer natürlichen Trägheit geweckt, emsig und thätig einem bessern Zustande entgegen arbeiten; wir werden umgeben von Dunkelheit und Nacht, damit wir uns anstrengen, um die Höhen zu gewinnen, auf denen uns das Licht wieder aufgeht.

Es schwängert Gott durch Noth und Mühe,  
Des Menschen Geist mit Kraft,  
Damit sein edler Keim entblühe,  
Zu heller Wissenschaft.

Und wenn am Strahl des Lichts ver-  
schmachtet,

Die Wissenschaft zur Trägheit wehlt,  
Schnell stürmt er, daß die heitre nachtet,  
Bom jähen Wahn und Trug umwölkt.  
Bald ringt der Geist empor zur Klarheit,  
Der Urkraft sich bewußt,  
Vertraut der selbst errungenen Wahrheit,  
Und ahnet Himmelslust.

Ist aber dieß Bewußtseyn unsrer Urkraft im  
uns erloschen, und sind wir zu träge oder zu  
muthlos, zu diesem Emporringen zur Klarheit,  
dann ist freylich die göttliche Absicht an uns ver-  
fehlt, und niedergebeugt unter der Last der Wi-  
derwärtigkeit, gehen wir trostlos dahin, ohne  
daß auch nur die geringste ihrer Früchten uns zu  
Theil würde. Darum wollen wir trachten, daß  
uns der Rath Gottes im Leiden immer verständ-

licher sey; wollen es nie vergessen, daß er ohne  
unser Thatun nicht erfüllt werde; wollen die Auf-  
forderungen zum Ernst, zur Entsagung, zur  
Thätigkeit, zur Treue gegen die Wahrheit und  
zum himmlischen Sinn, die in unsern Schicksalen  
an uns ergehen, aufmerksam und gelehrig ver-  
nehmen und befolgen; wollen auch nicht die min-  
deste Veranlassung, die uns die Vorsehung zu  
unserer Selbstentwicklung gibt, vernachlässigen  
und verachten; — dann werden wir, an der  
Hand unsers weisen und liebenden Erziehers,  
den Gefahren entgehen, die uns drohen, und  
froh zu dem männlichen Alter heran wachsen, zu  
dem er uns bereiten will; und aus der Saat, die  
wir auch mit Thränen ausstreuen, wird uns die  
Ernte der reinsten und genügendsten Freuden  
aufgehen. —

## Vermischte Unterhaltungen zum Nutzen und Vergnügen.

### I. Anekdoten.

Ein im siebenjährigen Kriege in Sachsen can-  
tonirender General von der Reichsarmee, schickte  
in ein benachbartes Städtchen den Befehl, daß  
man 8 Fatterschneider in sein Hauptquartier ab-  
ordnen sollte, deren er bedurfte, um Häckerling  
für seine Kavallerie zu bereiten. Der Jourier,  
der den Befehl ausfertigte, war nicht stark in  
der Orthographie, und schrieb, man sollte eiligst,  
bey zu befahren habender Execution acht „Fuder  
Schneider“ schicken. Der Bürgermeister ver-  
stand dieß nach den Buchstaben, versammelte al-  
le Schneider seiner Gemeinde, deren 24 waren,  
lud sie auf 3 Wägen; und schrieb dem Genera-  
le dazu: „Er schicke hier 3 Fuder Schneider,  
Meister und Gesellen; mehr seyen in seinem Dr-  
te nicht vorhanden; Se. Excellenz müßten also  
geruhen, die 5 weitem Fuder anders wo her zu  
requiriren.“

„Sie haben sehr schöne Farben,“ sagte eine  
stark geschminkte Dame zu dem Mahler Hopner  
in London, der sie abmalte. „Ja,“ erwiderte er,  
wir laufen beyde in demselben Laden.“

Der englische Schauspieler Bentley war,

ehe er auf das Theater kam, Hauptmann gewesen.  
Einer seiner alten militärischen Bekannten aus  
Schottland, der ihn einst in London antraf,  
schämte sich dieser Metamorphose seines Freundes,  
führte ihn, um nicht in seiner Gesellschaft bemerkt  
zu werden, in ein abgelegenes Kaffeehaus, und  
hielt ihm eine verbe Strafpredigt, über seinen  
jetzigen Stand. Bentley machte ihm be-  
greiflich, daß die Bestimmung eines Schau-  
spielers nichts unwürdiges habe, und daß der-  
jenige, dessen Beruf ein reichliches Einkom-  
men gewähre, überall geachtet sey. „Je nun, wie  
hoch steht dein deine Lage?“ fragte der Schotte.  
„Tausend Pfund des Jahrs!“ erwiderte Bent-  
ley. „Tausend Pfund! rief der erstaunende Freund  
aus; hast du, lieber Bruder, keine vacante Stel-  
le in deinem Regimente?“

Die arme Witwe eines trefflichen Sängers  
wandte sich in ihrer Noth an eine vornehme und  
reiche Dame, die durch das Talent des verstor-  
benen Künstlers oft erheitert worden war. Die  
Dame war nicht allein, als die Unglückliche vor  
ihr erschien. Diese schilderte ihr kurz und mit An-  
stand ihre Lage. Die Dame würdigte sie kaum  
eines zerstreuten Seitenblick. Sie fragte: „Wie

viel haben Sie Kinder.“ „Drey!“ war die Antwort. Darauf wurde das Gespräch wieder mit der übrigen Gesellschaft fortgesetzt, nach einer Weile erfolgte die erste Frage wieder; „Wie viel haben Sie Kinder, Madame!“ „Gnädige Frau, erwiderte die Wittwe, seit dem ich Ihnen gesagt habe, daß ich deren drey habe, bin ich nicht wieder in die Wochen gekommen.“ Damit entfernte sie sich.

Der berühmte Dichter und Tonkünstler Schubart besaß das Talent, Verse aus dem Stegreife zu machen, in einem ausgezeichneten Grade und oft unterhielt und ergötzte er durch dasselbe seine Freunde. Einst, als er noch Organist in Ludwigsburg war, befand sich sein alter Amtsvoorfahrer, mit dem er die Hälfte seines Gehalts theilen mußte, mit ihm in einer Gesellschaft. Ein anwesender Arzt forderte ihn auf, auf diesen ihm so lästigen Mann ein Impromptu zu machen. Da sprach Schubart:

Herr Doctor, unter dessen Händen,  
Wie vor dem Tode, alles fällt,  
Sie schicken ihre Patienten  
Methobisch in die andre Welt.  
Hier ist ein Mann,  
Der so nicht lang' mehr leben kann,  
Und ach! dem Himmel sey's geklagt,  
Mit mir an einem Beine nagt.  
Wie? wollten Sie sich nicht bequemen,  
Ihn in die Kur zu nehmen?

Der russische Kaiser Peter der Erste hatte keine seiner Lieblinge so viele Wohlthaten bewiesen, als dem berühmten Menzikoff. Vom Pasieten-Wälderjungen erhub er ihn zum Fürsten und Feldmarschall, und gebrauchte ihn, ob er gleich weder lesen, noch schreiben konnte, zu allen Geschäften. Aber der Günstling mißbrauchte sein Glück, indem er aus Habsucht die schreyendsten Ungerechtigkeiten beging. Oft verwies ihm der Kaiser seine unwürdige Art zu handeln; aber immer fiel er wieder in die alte Sünde. Dadurch sah sich Peter veranlaßt, eine ernste Züchtigung mit ihm vorzunehmen. Er fuhr des Morgens im Schlitten zu ihm, fand ihn im Bette, hielt ihm seine Vergehungen vor, und erklärte ihm: er habe schon zehnmal den Tod

verdient, aber er wolle noch Gnade für Necht ergehen lassen. Damit nahm er seinem Stock, prügelte den Fürsten derb durch, und begab sich dann hinweg. Unterwegs begegneten den Monarchen mehrere von den Großen des Reichs, und sagten ihm, daß sie zu Menzikoff fahren, und ihm zu seinem heute eingefallenen Nahmensfeste Glück zu wünschen. „Gut, sprach Peter, das will ich auch; ich fahre voraus, und ihr folgt langsam nach.“ Der Kammerdiener des Fürsten, welcher den Kaiser zurück kommen sieht, kündigt solches voll Schrecken seinem Herrn an, der mit bangem Herzen eine wiederholte Tracht Schläge beforgt. Aber Peter erschien mit freundlichem Gesichte, gratulirte zum Nahmensfeste, lud sich und die Gesellschaft zur Tafel ein, und war lustig und guter Dinge, während der Hausherr kaum auf dem müde geschlagenen Hiatern sitzen konnte.

Zu dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig kam, im siebenjährigen Kriege ein Alchymist, mit der Versicherung, er besitze die Kunst, Eisen in Gold zu verwandeln. „Ich kann ihr Anerbietung nicht annehmen, sprach der Herzog; denn Eisen gebrauche ich gegen die Franzosen, und mit Gold verführe ich England; können Sie aber Mäuse und Ratten in Kälber und Ochsen verwandeln, so sind Sie mein Mann. Denn jene fressen mir mein Magazine hinweg, und diese habe ich nicht immer im Ueberflusse.“

Ein Kohlenhändler, der in einer Straße von Paris alle Buden mit Waaren angefüllt sah, fand es auffallend, daß er in der Bude eines Wechslers nichts Verkäufliches bemerkte. „Sagen mir doch, sprach er deshalb zu dem Wechsler, was denn Sie feil haben.“ „Hier verkauft man Eselfedpse!“ erwiderte dieser, entrüstet über den Borwitz des Pöbels. „O! versegte der Kohlenhändler, da müssen Sie heute schon einen guten Markt gehabt haben, indem ich von Ihrer Waare nur noch ein einziges Stück in ihrer Bude sehe.“

Ein Müllerjunge trieb zween Esel zur Stadt. Ein vornehmer Herr, der des Weges kam, rief höhnend ihm entgegen: „Wohin ihr drey?“ — „Am vierten vorüber!“ erwiderte der Müllerjunge.

Der Prediger einer Stadt, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, welche durch militärische Ein-

quartierung lang und hart gedrückt war, endigte einst das Gebeth mit folgenden Worten: „Lieber Gott! gib uns endlich den Frieden, und erlöse uns von den Soldaten, willst du das aber nicht, so erfülle wenigstens das, was die Soldaten sich unaufhörlich selbst wünschen.“ Dies wurde dem Kommandanten des Plazes gemeldet, der den Prediger zur Rede stellte, und besonders darüber Auskunft verlangte, was er mit dem eigenen Wunsche der Soldaten meinte. „Gnädiger Herr! sprach der Prediger, ihre Leute führen beständig das Wort im Munde; der Teufel soll mich holen! Erfüllt nun Gott diesen ihren Wunsch, so sind wir von ihnen so gut befreit, als durch den Frieden!“

Der berühmte Gelehrte und Geograph Büsching, zu Berlin, war ein äußerst lebhafter und munterer Mann, und guter Erzähler. Die damalige Königin von Preussen, die Gemahlinn Friedrichs des Großen, liebte seinen Vortrag und sein heitres Wesen, und ließ ihn deshalb zuweilen nebst andern berlinischen Gelehrten zur Mittagstafel einladen, — gemeinlich mit seinem gelehrten Freunde Spalding. Die Königin hatte in ihrem ganzen Benehmen so etwas Gürtiges und Gefälliges, daß sie die gelehrten Gäste in ihren Gesprächen nicht aufstieß, sondern sie sogar durch ihren Beyfall noch ermunterte, und so hatte der vielwissende Büsching bey der Tafel immer ein offenes Feld. Eines Tages ließ er sich in seiner Lebhaftigkeit so weit gehen, daß er durch eine unvorsichtige Bewegung seiner Hand, ein volles Glas mit rothem Weine auf der königlichen Tafel umstieß, und dadurch eine lange rothe Streife in der Nähe der Königin verursachte. Büsching ward so überrascht, daß er sich nicht zu entschuldigen wußte, bis endlich der ruhigere Spalding auf eine naive und scherzende Art, seine Apologie machte. „Euer Majestät, sagte dieser, indem er auf die rothe Streife deutete, werden es dem fleißigen Büsching verzeihen, der seine Lebetage so viele Landkarten verfertigt hat, und so eben im Begriffe war, einen Riß von Italien zu entwerfen.“ Die Königin lachte herzlich, und Büsching war aus seiner Verlegenheit gezogen.

Der Herr von Bironne war ganz außeror-

dentlich fett und stark. Aber von noch größerer Peripherie war sein Bettler, der Herzog von Numont. Als beyde einmal zugleich am Hofe waren, sagte der König zu dem erstern: „In der That, Sie werden zusehens fetter; man sagt mir, Sie machen sich nicht Bewegung genug!“ — „O Sire! erwiederte Bironne, das ist offenkundige Verläumdung; denn alle Tage gehe ich wenigstens drey-mahl um meinen Bettler Numont da herum.“

Der große Parlamentredner Sheridan war in den ersten Jahren seiner Laufbahn so sehr von Noth und Elend gedrückt, daß er einst, von seinen Gläubigern in die Enge getrieben, und um dem Schuldhurm zu entgehen, sich genöthigt sah, sich in seinem Hause zu verschließen, und auch seinen vertrautesten Freunden die Thüre nicht zu öffnen wagte. Drey Tage blieb er in dieser Lage, und zehrte indessen von dem karglichen Vorrathe seiner Speisekammer, deren gänzliche Erschöpfung ihn endlich nöthigte, seine Krag nach Proviant auszuschießen. Allein darauf hatten die Gerichtsdienner nur gelauert; denn kaum glange die Hausthüre auf, so huschten sie eilig hinein, daß Sheridan kaum Zeit gewann, auf den Boden zu flüchten, und sich in einen alten Uhrschrank hinein zu klemmen, der schon seit vielen Jahren ohne Uhrwerk dort stand, und dessen Thüre er fest hinter sich zugog. Um die Spürhunde desto sicherer zu täuschen, kam er auf den Einfall, mit seiner immer sehr gewandten Zunge den Gang der Uhr nachzuahmen, und wiederholte in regelmäßigen Zwischenräumen ihr taf — taf — taf — taf. Nachdem die Herren alle Zimmer im Hause vergeblich durchsucht hatten, stiegen sie auch auf den Boden, stöberten da ein wenig umher, und waren eben im Begriffe wieder herunter zu gehen, als es, zum Unglücke, Herrn Sheridan so empfindlich im Halse kitzelte, daß er nothgedrungen ein paar Mahl husten mußte. — „Was Teufel sing einer von den Blaustrümpfen an, die Uhr hats ja auf der Brust!“ Zugleich trat er näher, öffnete den Schrank, und zog den armen Schuldner hervor, der nun die Stunden im Gefängnisse zählen mußte. —

Als Wilhelm Shakespears einst der Vorstellung seines Richard des Dritten bewohnte,

sah er einen Schauspieler eifrig und zärtlich mit einem jungen, sehr reizenden Frauenzimmer sprechen. Er näherte sich unvermerkt, und hörte das Mädchen sagen: „um 10 Uhr poche dreymal an der Thüre; ich werde fragen: wer ist da? und du antwortest dann: Richard, der dritte!“ — Spakesspear, der die Weiber sehr liebte, stellte sich eine Viertelstunde früher ein, und gab beydes, das verabredete Zeichen und die Antwort, ward eingelassen, und war, als er erkannt wurde, glücklich genug, den Born der Betrogenen zu besänftigen. Zur bestimmten Zeit fand sich der wahre Liebhaber ein. Spakesspear öffnet das Fenster, und fragt leise: wer ist da? — Richard, der dritte! war die Antwort. — „Richard, erwiederte Spakesspear, kommt zu spät; Wilhelm der Eroberer, hat die Festung schon besetzt.“

Im letzten französischen Revolutionskriege stand ein Infanterieregiment in einem Städtchen am Rhein, und marschirte dann eines Morgens sehr eilig ab, um in seine Heimath zurück zu kehren. Zur Verhütung der Desertion hatte man, die ganze Zeit über, auf einem Damme außer der Stadt eine Schildwache aufgestellt. Der Soldat, der im Augenblicke des Abmarsches auf diesem Posten gestanden hatte, war durch Versetzen abzulösen, vergessen worden. Er stand bis zum Mittag, erfuhr dann, daß das Regiment die Stadt bereits verlassen hatte, und fand für gut, demselben nicht zu folgen. Er hatte nämlich während der Zeit seines Aufenthalts mit einer Tochter seines Wirths ein Verhältniß angeknüpft, das ihn die Neige des Soldatenlebens leicht vergessen ließ. Sein Fleiß, seine stitliche Aufführung und seine Fertigkeit in seinem Gewerbe, das zufällig auch das seines Wirthes war, waren ihm wirkliche Empfehlungen, und nach kurzer Zeit errang er das Glück, das Mädchen sein nennen zu können und im Kreise seiner neuen Familie als Mitglied aufgenommen zu werden. So lebte er fünf frohe Jahre. Er gewann das Meisterrecht, das Vertrauen seiner Mitbürger, die Liebe der Seinigen und den Genuß der Vaterfreuden, in zwey gesunden Kindern. Zum Andenken seines vorigen Standes hatte er seine Montirung und Waffen noch aufgehoben, und segnete, bey dem Andlicke

derselben oft im Stillen seinen Entschluß, die Bahn der kriegerischen Ehre mit dem friedlichen Wirken des Gewerbefleißes vertauscht zu haben. Nun begab es sich, daß bey dem Wiederausbruche des Krieges, dasselbe Regiment wieder in seinen Wohnort einrückte. Die Furcht erkannt zu werden, brachte ihn beynah zur Verzweiflung. In der Angst seines Herzens fiel ihm bey, daß der Damm, auf dem man ihn eher zurück gelassen hatte, wieder mit einer Wache besetzt werden. Flugs warf er sich, als das Regiment heranzog, in seine Uniform, nahm seine Muskete auf die Schulter, und eilte, zum jenseitigen Thore hinaus, auf seinen Posten. Seine Vermuthung fand gegründet. Kaum war er aufgezo-gen, als ein Piket herbey rückte, um die Wache dort zu besetzen. „Nun endlich, — rief er dem Unteroffiziere des Pikets, einem alten Bekannten lachend entgegen, — endlich kommt ihr einmahl an, und denkt an mich. Bey meiner Seele, so lange habe ich in meinem Leben nicht Schildwache gestanden. Die Zeit ist mir hier ver-teufelt lange geworden.“ Die Soldaten waren erstaunt, ihren alten Kameraden hier zu finden, und brachten ihn im Triumphe vor den Chef ihres Regiments. Der launige Einfall gefiel dem General, und die rührenden Litten, der unterdessen herbey geeilten Familie, bewirkten der fünfjährigen Schildwache Verzeihung, und förmlichen Abschied.

In der Grafschaft Artois lebte vor vielen Jahren ein Rittersmann, edel, großmüthig, im Felde berühmt, und wohl gebildet, außer daß er in einer Schlacht ein Auge verloren hatte. Er war mit einer schönen Dame vermählt, die seine Liebe erwiederte, und nur darüber Klage führte, daß er auf seinen Kriegszügen so oft und so lange außen blieb. Einst auf einem Zuge zu den teutschen Rittern nach Preussen, da er schon im zweyten Jahre abwesend war, wird die junge Ehefrau ungeduldig, schenkt ihre Liebe einem schönen Knap-pen, und vergift den fernem Gemahl so gänzlich, als wäre er gar nicht in der Welt. Er unter- dessen hat endlich sein blutiges Tagewerk geendigt, und sehnt sich nach Hause, und zu seinem lieben Weibchen zurück. Augenblicks machte er sich auf den Weg, reitet Tag und Nacht, und — vor Tags Anbruch langt er vor seiner Burg an, als

eben der Wogt das Thor öffnet. Er springt ab, eilt die Treppe hinauf, und steht vor der Thüre seines Schlafzimmers. Sie ist verschlossen. Er klopft; er ruft; er führt einen tüchtigen Stoß dagegen. Jetzt erst antwortet die Dame, die ihm bey dem ersten Worte erkannt hatte. „Wer ist da?“ „Ich, ich bin es, dein Gemahl,“ ruft der Ritter; „mach auf!“ und sie erwidert: „Gleich, Lieber! lasse mich nur erst ein Kleid umwerfen.“ Dieses Geschäfte, so leicht es scheint, dauert doch eine gute Weile, denn die Dame weiß nicht, wo sie in der Eile mit dem Knappen hin soll, der sich unglücklicher Weise so eben in ihrer Gesellschaft befand. Darüber verliert der Ritter die Geduld, ruft heftiger, und da auch das nicht hilft, hebt er an, die Thüre mit Fußtritt zu bearbeiten. Nun hat die Unglückliche weiter keinen Ausgang, als ihren Liebhaber hinter die Thüre zu stellen, die sich nach Innen öffnet, und zu erwarten, ob er vielleicht so entschlüpfen könne. Dann zündet sie die Nachtlampe an, und macht auf. „Dem Himmel sey Dank, ruft sie dem Gemahle entgegen, daß du so glücklich wieder heimgekehrt bist! Und weißt du wohl, was ich so eben von dir geträumt habe?“ — Nun, was denn? — „Mir träumte, du sehest jetzt mit dem einen Auge so gut, als mit dem andern.“ — Wolkte Gott! sagte der Ritter. „Ey fährt sie fort, es ist vielleicht wirklich so.“ Nein! sagt er. Ja sagt sie, und unter diesem Wortwechsel stellt sie geschwind die Lampe hin, faßt ihn in ihre Arme, und indem sie lächelnd sein sehendes Auge zubält, fragt sie: „Siehst du nichts? Siehst du wirklich nichts? Lieber Mann!“ „Keine Hand vor die Augen!“ versetzt er ungeduldig und reißt sich los. Aber Freund Schildknappe war indes längst die Treppe hinunter.

Der Schauspieler D'essart zu Paris, der Freund und Kunstgenosse Dugazon's, war von ungeheurer Corpulenz. Dugazon, der den so Hoch- und Wohlbelibten bey jeder Gelegenheit mit diesem Naturfehler aufzog, ging einst in seiner muthwilligen Laune so weit, daß er sagte: Er werde nächstens einem der Minister seine Aufwartung machen, um für Freund D'essart um die Anwartschaft auf die Stelle des Elephanten in der Menagerie nachzusuchen. D'essart,

der überhaupt empfindlich war, nahm diesen Spaß so gewaltig übel, daß eine Herausforderung auf den Degen darauf erfolgte. Schon standen die beyden Kämpfer im Boulogner Hölzchen einander gegen über, als Dugazon, indem er ein Stück Kreide aus der Tasche hohlte, auf einmal ausrief: „Nur noch einen Augenblick Geduld! Ich habe zuviel Vortheil vor dir voraus, Bruder die Partie muß gleich seyn.“ Und somit zog er eine große, dicke Gränzlinie auf den enormen Bauch seines Gegners, worauf er freundlich zu ihm sagte: „Siehst du nun, Lieber! daß er um die Hälfte zu breit ist? Wenn ich also über den Strich diesseits hinaus treffe, so soll es nicht gelten.“ Versöhnt verließen die Helden den Kampfplatz, und erneuerten bey dem Wecher den alten Bund.

Ein armer Mahler in Toulouse, so häßlich als einsältig, hatte das Unglück, von einer oerschmigten Dirne der Verführung angeklagt zu werden. Sie bestand darauf, daß er ihr entweder seine Hand geben, oder sie wegen des Kindes, mit dem sie schwanger ging, entschädigen sollte. Der arme Tropf war ganz trostlos, und erzählte einem seiner Bekannten, einem Advocaten, sein Unglück, indem er schwur, das Mädchen habe ihn hintergangen. Die Art und Weise, setzte er hinzu, wie sie dies angefangen, wolle er vor Gericht aus einander setzen. Schweige, sprach der Advocat, und sey nicht so einsältig, die Richter glauben machen zu wollen, als sehest du der Verführte. Ich will deine Sache führen, und dir den Proceß gewinnen, wenn du mir versprichst, dich ganz still zu verhalten, und nicht ein einziges Wort vorzubringen, was ich auch immer sagen mag; sonst verlierst du den Handel. — Er versprach keinen Laut von sich zu geben. Als nun die beyden Parteyen vor Gericht erschienen, ließ der Advocat seinen Gegner über die Gebrechlichkeit des andern Geschlechts, und über die Fallstricke, die man ihn lege, eine lange Declamation halten und nachdem diese zu Ende war, nahm er das Wort: „Ich rede, sagte er, für einen Häßlichen, für einen Armen und für einen Dummkopf. (Schon bewegte der Mahler die Lippen; wurde aber sogleich zum Stillschweigen oerwiesen). Für einen Häßlichen — da steht

er; für einen Armen — es ist ein Mähler; für einen Dummkopf — wer ihn nicht dafür hält, der examinire ihn. Sind nun diese drey großen Wahrheiten einmahl ausgemacht, so folgere ich also: Man kann nur verführen durch Geld, durch Verstand, oder durch seine Gestalt. Nun hat aber Beklagter nicht durch Geld verführen können, weil er ein armer Teufel ist; nicht durch Verstand, weil er dumm ist; nicht durch seine Gestalt, weil er häßlich ist; woraus denn der Schluss von selbst hervor geht, daß man ihn fälschlich angeklagt hat.“ Diese Schlussfolgerungen leuchteten den Richtern ein, und der Beklagte wurde losgesprochen.

a) Letzter Wille des sel. Herrn Bürgermeisters Casimir Siebenknie zu Krähwinkel.

Als ich, im achtzehnten Jahre meines Alters, meinen Stab ergriff, um mein Glück, das im väterlichen Hause nicht zu finden stand, draußen in der Welt zu suchen, begleitete mich mein Vater, der von seiner Wiege an bis in die Grube hinein, ein armer Teufel geblieben war, bis an die Gränze unsrer Markung, reichte mir da zum Abschiede die Hand und sprach: „Noch habe ich mein letztes Wort dir zu sagen, lieber Casimir! und ich bitte dich, daß du es nicht vergessest. Die höchste Zierde und das höchste Glück des Menschen ist das Geld. Ohne dasselbe heissen dich alle Vorzüge nichts; mit demselben kannst du sie alle entbehren. Darum siehe zu, daß du als ein reicher Mann zurück kommst, und dann wirst du alles Genusses theilhaftig werden, der irgend das Herz des Menschen erfreuen kann.“ Wie hätte ich die Wahrheit dieses Wortes nicht begreifen sollen, da ich von Jugend auf täglich und stündlich gesehen und empfunden hatte, wie Armuth und Mangel den Menschen quälten, drücken; erniedrigen und vernichten, und welche Vortheile der Reichtum den Schafsköpfen und den Schurken vor den weisen und frommen Leuten gibt, die das Glück nicht auf gleiche Weise begünstigt hat! Ich schwur deshalb meinem Vater in die Hand, daß ich diese seine letzte Ermahnung heilig und treu und handhaft erfüllen werde, was auch pflichtmäßig

geschah. Nachdem ich mich 25 Jahre in der Welt herumgetrieben, viel versucht und viel erfahren, und auf geradem und ungeradem Wege manche mühsame Wendung gemacht hatte, kam ich nach Krähwinkel mit Extrapost zurück, und hinten auf meinen Wagen fuhrte ich eine große Kiste, bis zur Hälfte angefüllt mit Dukaten und dicken Thalern.

Da fand ich bestätigt, was mir mein Vater, bey unserm Abschiede von dem Werthe des Geldes gesagt hatte. Kaum war das Geschrey im Krähwinkel erschollen, in welchem vornehmer Gestalt ich angekommen sey, und welche eine Kiste auf mein Fuhrwerk aufgepackt gewesen, als Alt und Jung herbey strömte, nicht um des Meisterhantzen Casimirchen, sondern um den Hoch- und Vielgeehrten Herrn Siebenknie freundlich willkommen zu heißen, und ihn an die alte Bekanntschaft zu erinnern. Wenn ich über die Straße ging, nahmen die Buben den Hut vor mir ab. Spazierte ich vor das Thor, so zog der Wächter das Gewehr an. Der erste Prediger der Stadt, der ein halbes Duzend ehelustiger Töchter, zwischen 40 und 50 Jahren hatte, nannte mich in der Neujahrs-Predigt unter den Honoratioren, denen er seine Wünsche darbrachte. Kam ich in die Wirthshäuser, so präsentirte mir alle Welt den Ehrentrunk. Ueber dieß war ich jedermanns Herr Wetter. Ja ich wurde sogar nach einigen Monaten, ohne mein Verlangen, zum Rathsherrn gewählt. — Alle diese Wunder hatte die berühmte Kiste gethan. Ohne sie hätten mich die Maulaffen von Krähwinkel nicht einmahl zu ihren Bettelvoigt gemacht.

Unterdessen ließ ich mir alle diese Distinctionen und Achtungsbezeugungen gefallen, trieb mein Geld durch Handel und Wandel um, so gut ich konnte, lebte dabey so eingeschränkt und sparsam, als es meine senatorische Würde mir erlaubte, und wurde auf diese Weise allmählich, was mein verständiger Vater gewiß nie zu hoffen gewagt hätte, nicht nur der reichste Mann, sondern auch Bürgermeister in meiner Vaterstadt. Aber in einem Stücke habe ich die Krähwinkler unaußsöhnlich getäuscht, oder wenn man will zu Schanden gemacht, in dem ich nämlich

trog aller Anschläge, Pläne und Erwartungen, die sie haben mochten, und trotz aller Stricke und Netze, die sie, nicht aber nach mir, aber doch nach meiner Riste auswarfen, ein Junggefelle geblieben bin, bis auf diesen Tag. Dazu hatte ich meine guten Gründe. Ich bin nämlich bald zu der Erkenntniß gekommen, daß einer der recht planmäßig wirtschaften, und sich im Besitze des höchsten Gutes recht sicher besetzen will, der höchsten Lust und der Brunst männlich und tapfer widersteht, und auf alle die eingebildeten Freuden, die der Ehestand vielleicht im alten Testamente gewährte, im neuen aber notorischer massen nicht mehr gewährt, Verzicht leisten muß, wenn er nicht aus seinem Charakter fallen, und sich um sein richtig gewähltes System prellen lassen will. Denn wenn man allein steht, und nur die Bedürfnisse seiner eigenen Person zu befriedigen hat, so kann man doch offenbar sicherer und bestimmter calculiren, und sparsamer leben, als wenn man über seine ökonomische Pläne erst noch die Stimme einer Frau hören muß, und als wenn einem eine Familie auf dem Halse sitzt, über deren Vermehrung und Verminderung der Ehemann nie nach Belieben disponiren kann. Ueberdies ist auch die Freyheit ein großes Gut, ohne welche sogar der Werth eines gespickten Weutels nicht sehr hoch anzuschlagen ist. Diese Freyheit aber geht, wie alle Ehemänner bezeugen, gewöhnlich am Traualtar für immer verloren.

Da ich es auf solche Art unternommen hatte, die Rolle eines Hagesholzen zu spielen, welche die Welt verachtet, weil die wenigsten Menschen sich des ernstern, enthaltsamen Sinnes bewußt sind, den sie erfordert, so wird freylich das ganze Vermögen, das ich während meines langen irdischen Laufes gesammelt habe, einst an lauter lachende Erben kommen. Ich halte das für kein Unglück. Denn einmahl wissen wir, vielleicht wohl aus eigener Erfahrung, daß wir bey reichen Erbschaften im Herzen alle lachen, wenn wir uns gleich äußerlich gebärden, als thue der Tod des Erblassers unserm Herzen wehe; und dann kann es uns, da wir nach einer empörenden Einrichtung der Natur, unser wohl erworbenes Eigenthum doch nicht mitnehmen können, ziemlich gleichgültig seyn, was unsre Erben bey dem Empfang

desselben für Gesichter machen. Indessen fehlt es mir, wenn ich gleich meinen Stamm in absteigender Linie nicht fortgesetzt habe, an Seitenverwandten durchaus nicht; wenigstens will seitdem ich als ein reicher Mann von meinen Wanderungen zurückgekommen bin, und besonders seitdem mein Weiber- und Ehestandshaß zur öffentlichen Kenntniß gekommen, das halbe Krähwinkelein allen nur möglichen genealogischen Richtungen mit mir vermischt und verschwägert seyn. Aber ich erkläre andurch feyerlich, daß alle diejenigen, die sich meine Vettern und Basen nennen, unter keinen Titel, auch nicht einen Heller von meiner Hinterlassenschaft erhalten sollen. Denn diese wackern Leute haben durch ihre unaufhörlichen Versuche mich zu prellen, breit zu schlagen und auszuplündern, mir das Leben so sehr verbittert, und mir ihre Vetterschaft so lästig gemacht, daß ich ihnen unmöglich die Freude gönnen kann, nach meinem Tode das zu erlangen, was sie mir bey meinem Leben so oft zudringlicher und lästiger Weise abzuschwägen und abzustehlen gesucht haben.

So erlauben es denn meine Verhältnisse, und meine Grundsätze fordern mich dazu auf, willkürlich über ein Vermögen zu verfügen, das ich niemanden verdanke, und das ich lediglich durch eigene Thätigkeit und Mühe erworben habe. Freylich wäre mir das am liebsten, wenn ich alles, was ich habe, in dem Augenblicke meines Todes in den Abgrund des Meeres versenken, oder vermittelst einer Pulvertonne zertrümmern und in die Luft sprengen könnte; und zwar entspringt dieser Wunsch nicht aus Misanthropie, wie ich denn in meinen ganzen Leben die Menschen nie, weder geliebt noch gehaßt habe, sondern aus einem über die massen schmerzhaften und unerträglichen Gefühle, das aus der Vorstellung hervorgeht, daß mein Eigenthum einst in andere Hände gelangen werde. In der That habe ich es ein Langes und ein Breites erwogen, ob ich nicht den größten Theil meiner Baarschaft und Kostbarkeiten in irgend einem geheimen Winkel vergraben, und dadurch aller Welt die Freude, fremdes Gut zu erben und zu genießen, verderben soll. Die Besorgniß, daß mein Geist, nach meinem Tode, bey dem verscharrten Mamon werde spu-

den müssen, hielt mich nicht von der Ausführung meines Vorhabens ab; denn ich könnte mir im künftigen Leben keine erwünschtere Bestimmung denken, als die, einen ansehnlichen Schatz zu hüten, zumahl wenn ich solchen als mein theuer errungenes und erspartes Eigenthum ansehen dürfte. Aber ich gab die Sache wieder auf, weil mir die Besorgniß unaufhörlich in dem Kopfe wurmte, es könnte irgend ein Zufall, oder die Kunst eines Metallschmeckers einst mein Geheimniß verrathen, und dann mein Heiligthum doch gemein werden, oder gar den Fiskus anheim fallen, welchem Iestern ich ohnehin in meinem ganzen Leben nie hold gewesen bin, indem er sich von den Weinigen so manche schone Summe zugeeignet hat, ohne mir etwas dagegen zu gewähren, und ohne je auch nur eine freundliche Miene gegen mich zu machen.

Unser Herr Stadtprediger versicherte mich einst, mit frommer Miene, daß er mir einen in aller Form und Rechtskraft ausgefertigten Anwartschafts-Brief auf das Himmlreich und alle seine Seligkeiten zustellen wollte, wenn es mir gefiele, mein gesamntes Vermögen den Armen zu vermachen, wobey er zugleich nicht undeutlich zu verstehen gab, daß auch er nicht zu den Reichen dieser Welt gehöre, und daß die Gottseligkeit bey ihm nicht die Verheißung dieses Lebens habe. Dieses Ansinnen war eine herrliche Bestätigung des Urtheils, das mir einst mein Vater, über den Werth des Geldes ans Herz gelegt hatte; denn dasselbe bewies, was ich zuvor nie geglaubt hätte, daß die zeitlichen Güter auch dazu dienen, um die ewigen zu erkaufen. Indes hatte ich keine Lust zu diesem Handel; denn man kauft nicht, was man umsonst haben kann; des ewigen Lebens war ich aber, ohne die mindeste Aufopferung solcher Art gewiß, weil ich bey dem Rückblicke auf die Vergangene keine Handlung wahrnahm, die mich des himmlischen Erbes hätte verlustig machen dürfen, und ich also im ernststen und wahren Sinne mit dem Pharisäer sprechen konnte: „ich danke dir, Gott! daß ich nicht bin, wie andere Leute!“ Von einem Vermächtnisse an die Armer aber konnte bey mir, nach meinen Grundsätzen und Erfahrungen, ohnehin nie die Rede seyn. Denn ich war dieser Art Menschen

nie gut; ich habe sie im Gegentheile immer von Herzen gehaßt, und sie mir so viel möglich vom Leibe gehalten, nachdem ich so oft inne geworden, daß sie den wackern Leuten, die ihre Sachen zu Rathe halten, nur zur Last und zur Qual leben, und sich für berechtigt halten, aus fremden Töpfen zu speisen, weil ihre eigenen leer sind. Ueberdies trägt keiner den Orden der Armuth, er sey denn ein Tagedieb, oder ein Verschwender, oder ein Schaafskopf. In allen dreyen Fällen aber wäre ihn auch mit der reichsten Erbschaft nicht gedient. Sie gewährte ihn nur einen vorübergehenden Schmuck, und wie wehe müßte es ihnen thun, denselben früher oder später abzulegen, und die alten Lumpen wieder anzuziehen?

Als ich dem ehrwürdigen geistlichen Oberhaupte unsrer Stadt bey diesem seinen frommen Versuche auf meinen Beutel nicht ins Wagnis ging, so machte er mir einen andern Vorschlag, vermöge dessen meine hinterlassene Habe zu gottseligen Stiftungen, nahmentlich für Kirchen und Schulen, und — wie er ausdrücklich bemerkte — zur Verbesserung der schlechten Pfarrbesoldungen verwendet werden sollte. „Das werde, bemerkte er, zum Troste und zur Rettung meiner armen Seele eben so dienlich seyn, als wenn ich reiche Legate zum Besten sitzender und fahrender Armen und Bettler zurück ließe.“ Man sieht hieraus, wie sehr der Mann für mein ewiges Heil besorgt war; ob ich wohl daran zweifelte, daß er an denjenigen von seinen Beichtkindern, auf deren Hinterlassenschaft keine solche Speculationen gemacht werden können, als auf die meinige, dasselbe Interesse nehme. Indessen hatte ich meine Gründe auch diesen Vorschlag zurück zu weisen; wie denn Vermächtnisse an Kirchen und Schulen in der That zu den sehr thörichten und zwecklosen Dingen gehören. Denn die Geldbedürfnisse, die der öffentliche Gottesdienst erfordert, sind, wenn derselbe, wie er auch seyn soll, einfach und geistig ist, unbedeutend, und können leicht von jeder Gemeinde bestritten werden; die Geistlichen aber fallen durch reichliche Besoldungen aus ihrem Charakter, indem ihre ersten Urbilder und Muster ohne Beutel, ohne Tasche, und ohne Stab ausgesandt worden sind. Was denn die Schulen betrifft, so meine ich, daß es die höchste Billigkeit fordere, daß der,

der die Kinder erzeugt, auch die Kosten ihrer Erziehung trage. Ueberdies gehöre ich durchaus nicht zu der Parthie derjenigen, die nun so viel von Volkbildung und Verbesserung des Jugendunterichts schwagen und träumen, wobey sie auch nicht vergessen, die Beutel vermöglicher Leute in Anspruch zu nehmen. Dem gemeinen Mann ist mit brotlosen Künsten nichts gedient. Man lehre ihn zwey Dinge: erwerben und sparen, — und dann hat er alle Weisheit, deren er bedarf, um in Zeit und Ewigkeit glücklich zu werden.

Auch die Gewohnheit der meisten Testatoren, in ihrem letzten Willen ihrer Dienstenleute zu gedenken, wurde mir da und dort zu Gemüthe geführt. Da man verzweifelte, sich selbst in meinem Testamente aufgeführt zu sehen, so wollte man vermuthlich andre empfehlen, um sich dann mit ihnen in die Beute theilen zu können. Ueberleider! mußte ich auch hierüber den Kopf schüteln. Und auch in diesem Falle hatte ich, wie jeder Verständige wird zugestehen müssen, gewiß nicht unrecht. Meine gesammte Dienerschaft besteht in meiner alten Susanne, die seit 30 Jahren die Angelegenheiten des Hauses und des Hausvaters besorgt, und mir die Pflege gewährt, deren ich bedarf. Es ist aber weder irgend ein rechtlicher Grund, noch das Bedürfnis dieser Person, was mich bestimmen könnte, noch nach meinem Tode ihr Wohlthäter zu seyn. Einmahl ist sie mit mir gleiches Alters, und so erscheint die Frage sehr zweifelhaft, wer von uns beyden eigentlich das andere in sein Testament legen sollte? Ferner hat sie in meinem Dienste ein Capital von 100 Thaler erspart, und das ist ein hinreichender Nothpfenning für eine Matrone in ihren Jahren, mit dem sie um so mehr auslangen wird, da meine Ermahnungen und mein Beyspiel, in der edeln Kunst des Entbehrens und des Sparens, an ihr unmöglich können verloren gegangen seyn. Endlich hat sie mir gedient, und ich habe sie belohnt; und damit ist unsrer gegenseitigen Pflicht ein volles Genüge geschehen, so daß weitere Ansprüche des einen an das andere durchaus nicht mehr Statt finden können. Ja wenn man je die Sache strenge nehmen wollte, glaube ich sogar den Beweis führen zu können, daß ich wohl ein Recht hätte ihr Testamentserbe zu seyn.

in dem Falle nämlich, daß sie das Zeitliche vor meiner Wentigkeit segnen sollte. Denn das Capital, in dessen Besitz sie ist, mag wohl auch manchen Pfennig enthalten, der wie es bey den Dienstbotthen zu geschehen pflegt, nicht gerade auf rechtem Wege erworben worden, und dieß ist um so wahrscheinlicher, da ich ihren Lieblohn so genau nach ihren Bedürfnissen abgemessen habe, daß ich nicht wohl begreife, wie sie von demselben noch etwas hat erübrigen können. Nun aber wollen göttliche und menschliche Rechte, daß entfremdetes Gut nie in das Eigentum dessen übergehen, der sich desselben widerrechtlicher Weise angemacht hat, und die besten Casuisten behaupten einstimmig — was meine Susaune wohl bedenken sollte, — daß es ohne vorher gegangene Restitution, für den Diebstahl keine Verzeihung weder in diesem, noch in jenem Leben gebe.

Unter diesen Umständen, und da ich einmahl fest auf dem Grundsatz bestehe, mein Vermögen nur einem solchen Erben zu überlassen, der desselben würdig ist, und der den Charakter hat, es weislich zu administrieren, zu erhalten und zu mehren, würde ich in großer Verlegenheit seyn, wenn ich nicht seit einigen Jahren die Bekanntschaft eines Mannes gemacht hätte, der alle diejenigen Eigenschaften in sich vereinigt, die ihn werth machen, der Besitzer meines Schazes und meines Heiligthums zu seyn. Gleiche Gesinnungen und gleiche Schicksale haben unsre Herzen fester vereinigt, als irgend die Bande des Bluts es vermocht hätten. So wie ich, zog er in seiner Jugend von Krähwinkel aus, um in der Welt das Glück zu suchen, das ihm das väterliche Haus nicht gewährt hatte, und er brachte nichts mit sich, als seinen Kopf, seinen Fleiß, seine guten Vorsätze, und den ominösen Rahmen Hieronymus Karg, dem er keine Unehre zu machen entschlossen war. Das Schicksal, das, wie die Erfahrung ohne Ausnahmehet lehrt, sparsamen und wirthschaftlichen Leuten hold ist, führte ihn in das Haus eines Armeecommissärs, in dessen Gefolge er mehrere Feldzüge machte, und des göttlichen Segens so sehr theilhaftig wurde, daß sein Koffer bald eine Summe von wenigstens 20,000 Dukaten umschloß. Nach geendigtem Kriege erhuben Neid und Miß-

gunst eine Menge Klagen gegen seinen Principal: es wurde eine Commission zur Untersuchung seiner Verwaltung niedergesetzt; und die Sachen nahmen eine so schlimme Wendung, daß der brave Mann, trotz aller für seine Unschuld geführten Beweise, sein edles Leben am Galgen endigen mußte. Hieronymus Karg hatte diese traurige Katastrophe voraus gesehen; weßwegen er noch zur rechten Zeit seine Dienstverhältnisse verließ, und in seine Vaterstadt zurück kehrte, wo er unterdessen ein weises, frommes und einsames Leben führt, und den ihm vom Himmel geschenkten Segen, durch gute Speculationen unaufhörlich vermehrt.

Er ist das vollendeteste Muster für alle diejenigen, welche die schönste und lohnendste aller Künste lernen wollen, das zeitliche Gut zu Rathe zu halten, und die Bedürfnisse des Lebens zu vereinfachen. Er hat nie ein Weib geliebt; nie ist er verheirathet gewesen; nie ist ein anderes Getränk über seine Zunge gekommen, als Wasser; nie hat er einen Heller Geld ausgegeben, außer in dem äußersten Falle der Noth. Er hatte kein Gefinde; was er bedarf, verschafft und ordnet er sich selbst. So sieht man ihn selbst die Speisen bereiten, das Zimmer kehren und sein Bett zurechte machen. Aber er speißt des Tages nur einmahl; sein Bett besteht aus einem Strohsack und einer wollenen Decke; auch wird sein Zimmer im strengsten Winter nie geheizt, und auf demselben in der finstersten Nacht nie ein Licht angezündet, weil er Licht und Wärme in den Zimmern seiner Hausgenossen findet. Das ganze Jahr wird von ihm nichts erkauft; denn alle seine Bedürfnisse werden ihm, in Gemäßheit des Leib-Contractes, von seinen Schuldnern unentgeltlich geliefert. Seinen Rock trägt er wohl schon zwanzig Jahre; eben so lange seinen Hut; sonstige Defecte in seiner kleinen Garderobe werden auf dem Trödelmarkte ersetzt; dergleichen flickt er seine Kleider selbst, so wie er auch die Kunst des Strickens versteht, und in langweiligen Stunden übt. Er ist, wie man das von einem so frommen Manne erwartet, ein fleißiger Kirchengänger; während des Gesanges steht er aber immer bey seinem Nachbarn ein, weil er das Geld, das ein Gesangbuch kostet, besser anwenden zu können

glaubt. Man sieht unter seinen Meubeln keine Uhr und keinen Kalender; mit dem Letztern, versichert er, seyen seine Hausleute versehen, die Stunde aber vernehme er von dem Thurme des Nachbarhauses. Auch hält er keine Zeitung, weil er seinen politischen Geist gleichfalls auf Kosten seiner Miethsleute nährt. Nie hat ein Arzt, nie ein Apptheker einen Heller von ihm eingenommen; denn bey seiner einfachen und natürlichen Lebensweise ist seinem Körper alle Hülfe der Kunst entbehrlich. Selten kömmt Fleisch, und außer dem Salz keine Würze auf seinen Tisch; dagegen speißt er täglich Rumpfbrühe Suppe, die jedoch manchmahl mit einem Gerichte Kartoffel abwechselt. Als alle Welt noch frisirte Haare trug, hatte er die seinigen längst abgeschritten, weil er dadurch das Kopfband und den Puder ersparte. Da das Waschen die Leinwand verderbt und abnügt, so trägt er ein Hemd gewöhnlich 4 Wochen lange, und dann nimmt er den Prozeß der Reinigung selbst damit vor. Strümpfe sind seit vielen Jahren nicht an seine Füße gekommen, weil ihm die Stiefel schon eine hinreichende Hülfe dünken. Man sieht keinen Hund, keine Kage, und keinen Vogel — auf seinem Zimmer, und da sich nie ein eßbarer Vorrath bey ihm findet, so ist er auch von den Ratten sicher. Alle seine Kapitalien stehen zu 10 Prozent aus; auch macht er kein Anlehn, ohne beträchtliche Provisionen. Mit einem Worte, Hieronymus Karg, ist im Erwerben und im Ersparen ein klassischer Mann, dessen wunderbares Talent, das Geld zu mehren und zu erhalten, sich alles nützlich zu machen, und alles, was Aufwand heißt, zu vermeiden, ihn in meinen Augen über alle Weisen und Tugendhelden, welche die Geschichte nennt, hoch empor hebt, und dessen Mahmen ich nie anders ausspreche, als mit tiefer Achtung und entzückter Freude.

Und dieser verdienstreiche Mann — denn die Schnaroger, die Lumpen und die Bettler in Krähwinkel einen Geizhals heißen, weil er sich nicht von ihnen aussprezen und pressen läßt — ist es, den ich andurch feyerlich und förmlich zum Erben aller meiner Güter einsege; und zwar aus dem gedoppeltem Grunde, weil niemand der Freude, eine solche Erbschaft zu empfangen, wür-

diger, und niemand nun sie in meinem Sinne zu verwalten fähiger ist, als Hieronymus Karg. So mag er alles, was ich an Beweglichem und Unbeweglichem hinterlasse, in dem Augenblicke, in dem ich werde gestorben seyn, — jedoch nicht eher — hinnehmen, nießen, nutzen und brauchen, als sein wahres Eigenthum, und ohne daß er einem Menschen Rede und Antwort darüber schuldig wäre. Daß er als mein Universalerbe, mich auf seine Kosten begraben lasse, versteht sich von selbst; aber sein ökonomischer Geist mag mein Begräbniß also anordnen, daß aller unnöthige Aufwand dabey vermieden wird, indem ich es für nöthig und unzulässig halte, nachdem das Leben schon so viel gekostet hat, auch das Sterben noch mit Ausgaben zu verbinden. Nur das eine will ich geschehen lassen, daß mir der Pfarrer eine Leichn predigt halte, worin er die Zuhörer zur Sparsamkeit und zu allen wirtschaftlichen Tugenden ermuntere, und daß auf mein Grab ein Stein gesetzt werde, mit der biblischen Inschrift: „Machet euch Freunde mit dem ungeredeten Mamon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen, in die ewigen Hütten!“

### 3) Blicke auf Norwegen.

Am Ende des neunten Jahrhunderts hatte Harald I. auf den Trümmern der von ihm unterjochten kleineren Dynastien den Thron von Norwegen errichtet, und durch große Eroberungen auf den Inseln des nördlichen Oceans ihn mit herrlichem Glanze umgeben. Fünf hundert Jahre stand dieser Thron. Als aber im Jahre 1380 der König Hakon starb, fiel das Reich an seinen Sohn Olav, den die Dänen zuvor schon auf ihrem Throne erhoben hatten. Seit dieser Zeit blieben Dänemark und Norwegen stets vereinigt. Was aber in einem Laufe von mehr als vier hundert Jahren unzertrennlich bestand, und gegen alle Zufälle befestigt schien, haben die Stürme unsrer Zeit, denen auch die unerschütterlichsten Verhältnisse nicht zu widerstehen vermögen, aufgelöst. Der König von Dänemark sah sich, nach langen Sträuben und ungeschlossener Verteidigung des alten Be-

leges, genöthigt, die Stimme der siegenden Uebermacht nachzugeben, und das Königreich Norwegen an Schweden abzutreten, dem man im Westen ersegen wollte, was es im Osten verloren hatte. Das Herzogthum Pommern und die Insel Rügen, welche ihm dagegen überlassen wurden, gewährten freilich bey weitem keine Entschädigung für das dargebrachte Erbe.

Norwegen ist eines der nördlichsten Länder von Europa. Es bildet einen langen, oft sehr schmalen, auf seiner Westseite aus dem mitternächtigen Ocean herauf steigenden Strich, der sich von Suinafund bis an die Gränze der russischen Provinz Archangel hindehnt, und eine Fläche von 7000 geographischen Quadratmeilen umschreibt. Auf seiner Ostseite steht es in langer ununterbrochener Berührung mit Schweden; aber hohe, zum Theil unzugängliche Gebürge trennen beide Länder. Eine Menge kleine Inseln und Felsen ziehen sich auf der Seeseite längst des Ufers hin, und schützen das letztere gegen das wilde Nordmeer, während sie zugleich den Seefahrern viele Hindernisse und Gefahren bereiten. Große und hohe Gebirgsketten ziehen sich, meistens in der Richtung von Süden gegen Norden, durch das Land, und bilden bald angenehme Thäler, bald schauerliche Vertiefungen. Furchtbare Felsenzacken steigen an den Seiten und auf den Gipfeln der Berge empor. Der Boden ist allenthalben feucht, und häufig liegt das Gestein, das meistens aus Granit besteht, bloß am Tage. Dichte Wälder, Moräste, Seen und weit verbreitete Wüsten geben dem Lande oft ein trauriges Ansehen. Die Straßen sind meistens von schlechter Beschaffenheit. Die nördliche Lage und die hohen Gebirge machen das Klima rau, streng und kalt. Sehr lange dauert der Winter, so daß oft, wegen seines frühen Anfangs, selbst die einheimischen Gewächse nicht zur Reife gelangen. Der Sommer dagegen ist kurz, und wegen der Länge der Tage und der an den Felsen sich brechenden Sonnenstrahlen, gewöhnlich sehr heiß. Indessen ist die Luft an der Küste viel milder, als im Innern des Landes.

Norwegen bringt bey weitem nicht so viel Getreide hervor, als die Einwohner bedürfen. So fleißig und mühsam die Leptern auch jeden zum

Abbau tauglichen Fleck der Erde benützen, so ist doch der größte Theil des Bodens zu dürrig, und besonders in den höhern Gegenden die Witterung zu ungünstig, als daß der Arbeit ein reichlicher Segen zu Theil werden könnte. Das Getreide steht deshalb, besonders im Innern des Landes, wo der Transport schwieriger ist, als an der Küste, immer in hohen Preisen; treten aber Mißjahre ein, so wird der Mangel oft sehr drückend. Ja es ist nicht selten geschehen, daß, wenn bey dem Fehlschlagen des Ackerbau's zugleich die Fischerey unergiebig ausfiel, die Einwohner genöthigt waren, Fichtenrinde zu mahlen, und mit oder ohne einen Zusatz von Kornmehl, zum Broddacken zu verwenden. Man hat dem Mangel an Getreide durch den Abbau der Kartoffel nachzuhelfen gesucht, ohne jedoch viel Ersparliches dadurch zu bewirken. Denn bey der Kürze des Sommers und bey der Seichtigkeit des fruchtbaren Bodens kommt dieß nützliche Probukt selten zu seiner Reife, und vermehrt sich sehr sparsam. Das selbe gilt auch von den meisten Gemüsearten.

Größern Vortheil gewährt die Zucht des Hornviehes, das in großer Menge durch das Land verbreitet ist, ob es wohl die Größe und Stärke nicht, wie in südlichen Gegenden erreicht. Das letztere ist eine Folge der armseligen Nahrungsmittel, welche die Thiere erhalten. Den Sommer hindurch genießen sie zwar in den Gebirgen des Landes einer guten und gesunden Weide; aber da die Winter immer zu lange dauern, als daß die Besizer hinreichend mit Heu versehen seyn könnten, so muß gewöhnlich Laub, Moos und Seegras, oft sogar auch der Abfall von Fischen, die Stelle des Futters vertreten. Diese letztere, die Fische, sind der größte Reichtum des Landes, und ein treffliches Surrogat der Nahrungsmittel, die das Pflanzenreich den Bewohnern versagt; so daß ohne sie diese kahlen unfruchtbaren Felsen nothwendig längst von den Menschen hätten verlassen werden müssen. In zahllosen Heeren ziehen in den Buchten der See und an der Küste, die Dorschen, die Lachse, die Seps, die Längen, und die in unendlichen Büngen vom Nordpol herunter kommenden Haringe umher, und steigen zum Theil in den in das Meer fallenden Strömen weit hinauf. Dieser Se-

gen — ob er wohl in den neuesten Zeiten etwas abgenommen hat, — gewährt den Bewohnern des Landes ihre tägliche Nahrung, zugleich aber auch einen ihrer wichtigsten Ausfuhrartikel, wie denn der Handel von Bergen und Christiania, und wie auch zum Theil von Drontheim, größten Theils auf der Fischerey beruht. Man hat in bessern Zeiten berechnet, daß Norwegen mit seinem Segen des Meeres, das Ausland im Durchschnitte jährlich um 1,200,000 Thaler besteuere.

Eine andere wichtige Erwerbsquelle fließt in den weit verbreiteten Waldungen des Landes, welche nicht nur das innere Bedürfnis, an Feuerungsmaterial, das besonders bey den vielen Hüttenwerken sehr groß ist, befriedigen, sondern auch eine Menge Stämme, Balken, Bretter und Holzwaaren zur Ausfuhr liefert. Dieser Handel geht meistens nach England und Holland, ist das größte Geschäft der südlichen östlichen Städte, und bringt sehr ansehnliche Summen aus der Ferne herbey. Inzwischen ist er in den neuesten Zeiten etwas gesunken, weil die Waldungen, besonders durch den übermäßig starken Umtrieb der Schneidemühlen, anfangen dünne zu werden, was besonders in den die Küste berührenden Gegenden und in den Schwaldungen bemerkt wird. Diese Abnahme hat die Dänische Regierung sogar veranlaßt, die Ausfuhr der Fischen gänzlich zu verbiethen, und sie ausschließend für die königliche Flotte und die Kauffahrteyschiffe zu bestimmen. Doch gehen noch immer von Christiania allein jährlich für 10 Millionen Gulden Bretter nach England.

Auch das Innere der Erde verschließt große Reichthümer. Zwar gewähren die Gold- und Silbergruben keine bedeutende Ausbeute; auch sind Kobalt, Bley, Alaun und Schwefel nicht reichlich genug vorhanden, um wichtige Handlungsartikel abzugeben; dagegen liefern die Gebirge Kupfer und Eisen im Ueberflusse, und eine Menge Schmelz- und Hammerwerke sind beschäftigt, um das Erz in Metall zu verwandeln, und das letztere zum Gebrauche vorzubereiten.

Diese Produkte zusammen genommen, gewähren dem Lande einen sehr großen Gewinn, und was man bey dem Nullfick seiner Kahlen

und den Oberfläche, seiner dürftigen Vegetation und seiner Unfruchtbarkeit nicht erwarten sollte, es fließen jährlich so bedeutende Summen aus dem Auslande nach Norwegen, daß dem letztern immer ein ansehnlicher Ueberschuß bleibt, wodurch es möglich geworden ist, daß der König von Dänemark bisher im Durchschnitt eine reine Jahresrente von 1,140,000 Thaler aus diesem Königreiche gezogen hat. Noch bedeutender würde bey dem besagten innern Reichthume des Landes der Erwerb seiner Bewohner seyn, wenn der Kunstfleiß mehr Hände beschäftigte, und wenn das gewonnene Produkt durch inländische Schiffer verführt würde. Aber die verhältnißmäßige geringe Bevölkerung, die meistens weit von einander entfernten Wohnungen der Menschen, und die Anhänglichkeit des Normanns an die einmahl bestehende Lebensweise, setzen dem einen und dem andern eigene Hindernisse entgegen; und so wird man noch lange die meisten Erzeugnisse der Industrie aus der Fremde herbey kommen lassen, Holländische und andere Schiffe an diesen Küsten erscheinen, um die Produkte des Landes in ihre Heimath abzuführen.

Man zählte im Jahre 1796 in Norwegen 897,874 Menschen, was freylich für ein so großes Land eine sehr geringe Bevölkerung ist. Indessen hat in neuern Zeiten die Zahl der Bewohner immer zugenommen, obwohl die Beschränkungen des Handels und die gestörten Seeverhältnisse des Dänischen Staats dem Zuwachse der Population gar nicht günstig waren. Uebrigens ist es ein in vielen Hinsichten interessantes und achtungswürdiges Volk, das diesen rauhen und einsamen Winkel der Erde bewohnt. Der Normann ist seiner Väter Sitte treu, gastfrey, redlich, tapfer, fromm, stets frohen Muths, stolz im Bewußtseyn seiner Freyheit, und ein guter Unterthan seines Regenten. Von Jugend auf durch Fischfang, Seefahrt, Jagd, Arbeit in den Berg- und Hüttenwerken, und durch den mühsamen Anbau seines unfruchtbaren Bodens abgehärtet, erträgt sein Körper jede Anstrengung. Der Adel ist nicht zahlreich, und verflekt in dem Bürgerstande, der durch Thätigkeit in Geschäften, und durch Reichthum eines großen Ansehen genießt. Die Kaufleute behaupten

auf allen Plätzen den Ruhm der Redlichkeit. Der Bauer ist freyer Eigenthümer seines Guts, und weder mit Frohndiensten, noch mit schweren Abgaben belastet. Er wohnt nicht auf Dörfern, sondern auf einzelnen Höfen, die jedoch meistens aus mehreren Kunstlos und nur auf das Bedürfniß berechneten Gebäuden besteht. In Norden des Landes finden sich viele Lappen, die zum Theil ein nomadisches Leben führen, und in Zelten von Rennthierhäuten wohnen. Seitdem sie aber das Christenthum angenommen haben, was im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts geschah, fangen manche auch an sich anzusiedeln, und Ackerbau zu treiben. Die wandernden Lappen streifen in den dicken Bergwäldern, die sich von Koraas bis an das Nordkap hin erstrecken, herum. Mancher von ihnen besitzt 1000 bis 1400 Rennthiere.

Es ergibt sich aus diesen Notizen, daß der dänische Staat, indem er Norwegen gegen Borsommer abtrat, für seine Ruhe und Selbstständigkeit ein nicht geringes Opfer brachte. Die letzte Provinz umschreibt nur 70 Quadratmeilen, auf denen 110,000 Menschen leben, und gewährt höchstens 300,000 Reichsthaler Ertrag. Folglich verliert Dänemark 6000 Quadratmeilen an Land, 790,000 Unterthanen, und 840,000 Reichsthaler Einkünfte.

#### 4. Vierlied für Deutsche:

Herbey, herbey zum vaterländ'schen Becher,  
Ihr Söhne Teuts, herbey!  
Preist diesen Trank, als ächte deutsche Becher,  
In froher Melodey!

Es mag, wer will, dich nach G. fallen preisen,  
Du edler Nebensaft!  
Wir lassen dich den abgelebten Greisen;  
Sib denen Stärk und Kraft.

Singt, Dichter! singt euch Kehl und Gurgel heiser  
Um euer Traubenblut!  
Wir trinken Bier, sind nüchtern, leben weiser,  
Und es bekömmt uns gut.

Wann sang ein Barde je das Lob der Nebe?  
Wann? wo? wie? sagt es mir

Und könnt ihr's nicht, so schweigt, und ruft; es lebe  
Der deutsche Trank, das Bier!

Als noch ein Zell des Deutschen Leib umhüllte,  
Und nur das Glendthier  
Sein Reichthum war, schon damahls, Brüder! füllte  
Er seinen Stiefel Bier.

Und damahls, Brüder! gab's kein Volk auf Erden  
Das unsern Vätern glich  
Der Römer kam, um sein Tyrann zu werden,  
Und seht, der Römer wich.

Er wich, warum? Er preßt Falerner Reben,  
Becht bey Champagner Wein,  
Berauscht, entmerzt sich; Muth und Kraft, und Leben  
Und Freyheit schlafen ein.

O Varus! Varus! deine Legionen,  
Wer hat sie denn besiegt?  
Der Wein, der Wein und deutsche Nationen  
Die haben sie besiegt.

Beym Gerstentranck verlachten sie die Reben,  
Die niemahls Heldenmuth,  
Auf Stunden nur den Weichling Stärke geben,  
Der bald ermattet ruht.

Man rühmt die Treu und Redlichkeit der Väter,  
Sie waren rein wie Gold,  
Dem Freunde treu, nie Vaterlands Verräther,  
Und stets den Weibern hold.

Ehusewde, deutsches Weib! hör' unsre Lieder!  
Wir Deutsche preisen ihn,  
Der stets dir treu, und nüchtern war, und bieder,  
Den tapfern Held, Armin!

Germanien ehrt ihn als Freyheitsbräcker,  
Du, als den treuesten Mann;

Der Treue Schwur war nicht bey'm Nebenbecher  
Bey deutschem Bier gethan.

Wollt Brüder! ihr nun auch durch biedre Thaten  
Der Deutschen Ruhm erdhyn,  
So trinkt den Trank, und — laßt euch freundlich  
rathen —  
Laßt jeden andern stehn.

Ihr suchet Wahrheit, zum Exempel, Brüder  
Ist Wahrheit wohl im Wein?  
Und sängen es auch tausend, tausend Lieder,  
So sprechen wir doch: Nein!

Nur Gerstentranck läßt Wahrheit ohne Schleyer  
Und ohne Schminke seyn.  
Der Wein berauscht; sein trügerisches Feuer  
Macht auch, was häßlich, schön.

Er feuert Geist und Herz zwar an, doch kühlet  
Dieß Feuer sich bald ab.  
Was ihr bey'm Gerstentranke denkt und fühlet,  
Das dauert bis ins Grab.

Der Gerstentranck erfrischt uns Blut und Kräfte  
Erhigt sie aber nicht.  
Des Weines Gift macht uns verdorb'ne Säfte,  
Und Podagra und Sicht.

Drum Brüder! freuet euch des reinen Trankes  
Den jeder Deutsche trinkt!  
Und nun zulezt, zum Zeichen eures Dankes,  
Ergreift das Glas und singt:

Es lebe hoch, der brave deutsche Bauer,  
Der uns die Gerste baut!  
Und drey Mahl hoch der erste brave Brauer,  
Der diesen Trank gebraut!

### Auflösung der Charaden.

- 1) Blau, lau, Au.
- 2) Brod. Wasser.
- 3) Jungfrau.
- 4) Edelmann.
- 5) Wahnsinn.
- 6) Handschuh.

- 7) Jller, Diller, Schiller.
- 8) Kirchhof.
- 9) Pflaster, Laster, Aster, Stör, Eier,
- 10) Regenschirm.
- 11) Karlsruhe.
- 12) Trinkgeld.